HANS PETER HERRMANN

Nation und Subjekt im deutschen Renaissance-Humanismus um 1500 Konrad Celtis und Ulrich von Hutten

DEM FREUND ZUM SECHZIGSTEN

Der Titel mag verwundern. Termini wie Nation und Subjekt in Texten des 16. Jahrhunderts untersuchen zu wollen, scheint ungewöhnlich. Das Subjekt, zumindest in seiner modernen emphatischen Form, gilt als eine Erfindung des 18. Jahrhunderts, und Nationen traten nach verbreiteter Ansicht auch erst mit der Französischen Revolution in die Weltgeschichte ein.

Doch was ist eine ›Nation‹?

Es gilt als die triftigste, nur scheinbar tautologische Begriffsdefinition, dass eine Nation eine (hinreichend große) Gruppe von Menschen ist, die sich selbst als ›Nation‹ begreift, und Nationalismus eine Weltanschauung, die die Welt primär als in Nationen eingeteilt deutet.¹

Mit beiden Formulierungen wird eine grundlegende Einsicht der modernen Nationalismus-Forschung angesprochen. Nationen sind keine ontischen Gegebenheiten, sondern Ergebnis und Ausdruck kollektiver politischer Willensakte, historisch bedingte, kulturelle Konstruktionen, »gedachte Ordnungen« (Lepsius 1982) oder »vorgestellte Gemeinschaften« (Anderson 1983 in der korrekten Übersetzung seines Buchtitels »Imagined Communities«).

Zum kulturellen Konzept der 'Nationa gehören, wie zu allen kollektiven Weltdeutungsmustern, objektive Gegebenheiten, auf die sich die Konstruktion stützen kann: z.B. eine gemeinsame Ethnie, und/oder eine gemeinsame Geschichte, Sprache oder Kultur, möglichst ein einheitliches Territorium und, im Idealfall, auch eine gemeinsame staatliche Ordnung wie der moderne Nationalstaat. Aber diese Realien stiften nicht die nationale Gemeinschaft (wie der Nationalismus meint); jede einzelne von ihnen kann fehlen, oft sind sie zur Tauglichkeit allererst zurechtgebogen worden. Zu Merkmalen der 'Nationa werden sie erst durch den kollektiven Bewusstseinsakt, der ihnen ihre Bedeutung im Konstrukt der nationalen Einheit zuweist. Oder, wie es in einer weiteren klassischen Formulierung heißt: "Nicht die Nationen haben den Nationalismus hervorgebracht, sondern der Nationalismus hat zur Bildung der Nationalstaaten geführt« (Gellner 1983).

¹ Zur Einführung in die Nationalismusforschung Langewiesche 2000 und Wehler 2001; umfangreiche Auswahlbibliographien in Echternkamp/Müller 2002 und, mit allen Vor- und Nachteilen eines schematisierenden Überblicksbandes, bei Kunze 2005.

Diese Einsicht hatte Konsequenzen für die neuere Nationalismusforschung. Sie hat deren Blick gelöst aus der früheren Fixierung an die Geschichte der Nationalstaaten und ihrer kriegerischen Auseinandersetzungen seit der Französische Revolution und sie hat ihn geöffnet auf die Entstehung des kulturellen Konzeptes der Nations. und damit auch auf historische Epochen, ehe der Fanatismus nationalistischer Aggression die bekannten Verwüstungen des 19. und 20. Jahrhunderts anrichtete. Für Deutschland wurde damit die Zeit vor Napoleon und den »Freiheitskriegen« für die Forschung interessant. Denn um 1800, als der deutsche Nationalismus erstmals mit einiger Aussicht auf Erfolg einen deutschen Nationalstaat zu fordern begann, hatte er bereits eine lange Entwicklung hinter sich. Damals, als Schriftsteller wie Fichte, Arndt, Arnim oder Körner ihre nationalen Schriften verfassten und mit ihnen großen Widerhall im gebildeten Bürgertum erzielten, da konnten sie auf ein bereits ausgearbeitetes Archiv nationalistischer Bilder, Mythen, Emotionsformeln und Begriffe zurückgreifen, um sich ihrem Publikum verständlich zu machen. Um 1800 gab es bereits eine ausgebildete Sprache des Nationalen, die breit und tief in das kulturelle Kommunikationssystem eingesenkt war. Nationale Gedichte, Predigten, Theaterstücke und Essays hatten Erfolge und weckten Gefühle, die die Biographie von Menschen prägten und junge Leute zur Opferung des eigenen Lebens »für das deutsche Vaterland« treiben konnten. Die Geschichte dieses nationalen Diskurses lässt sich zurückverfolgen über das mittlere und frühe 18. Jahrhundert und das Barock bis hin zu Schriftstellern des deutschen Renaissance-Humanismus. Der um 1500 entstandene Arminius-Mythos um »Herrmann den Cheruskerfürsten« ist ein auch heute noch im kulturellen Gedächtnis der Deutschen präsenter Beleg für diese Geschichte.

In der Forschung, vor allem in der deutschen, ist umstritten, wie diese lange Entwicklungsgeschichte des nationalen Diskurses zu werten sei. Ob sie als Ideengeschichte und bloße Vorgeschichte eines seigentlichen, politisch folgenreichen Nationalismus zu betrachten sei, der erst um 1800 aufkam und dessen Gestalt und Funktion aus dieser Zeit hinreichend zu verstehen ist, – oder ob sie als Frühgeschichte und integraler Teil dieses späteren, nationalstaatlichen Nationalismus gelten muss, dessen Geschichte und dessen Funktionieren besser verstanden wird, wenn er in seiner gesamten zeitlichen Ausdehnung in den Blick kommt.

Ich habe früher für die zweite Deutung in diesem Streit plädiert² und will das hier nicht wiederholen, sondern von der unbestrittenen Forschungsmeinung ausgehen, dass es um und nach 1500 unter europäischen Humanisten einen nennenswerten nationalen Diskurs gab (grundlegend Münkler/Grünberger/Mayer 1998), der sich von früheren nationalen Vorstellungen – wie auch immer – unterscheidet und der mit späteren bestimmte – wie auch immer zu bewertende – Übereinstimmungen aufweist. Ich werde aus diesem sehr breiten und vielfältigen Material einige wenige exemplarische Texte deutscher Humanisten genauer untersuchen, und zwar nicht nur im Hinblick auf ihr Diskursobjekt: das Bild der ›Nation‹, das sie entwerfen, sondern auch im Hinblick auf ihr Diskurssubjekt: das sich national verstehende ›Ich‹, mit dem sie arbeiten.³

² Zuletzt Herrmann 2007, dort weitere Literatur zum Thema; sehr entschieden für einen einheitlichen Nationalismusbegriff seit der Renaissance: Reinhardt 2002.

Ich erhoffe mir von dieser doppelten Fragestellung Fortschritte in der Frage, welcher Zusammenhang besteht zwischen den Phantasien von einer mächtigen Nation, wie sie für den Nationalismus typisch sind, und den auffällig starken Subjektpositionen, die mir in späteren Texten des nationalen Diskurses aufgefallen sind und deren Vorhandensein und Eigenart, soweit ich sehe, in der bisherigen Nationalismusforschung keine große Rolle gespielt haben.

Und was ist in diesem Kontext ein ›Subjekt‹?

Noch entschiedener als der Begriff der Nation ist der des (menschlichen) Subjekts auch in den historischen Wissenschaften der letzten Jahrzehnte in die Kritik geraten (zum Folgenden Reckwitz 2006 und 2008). Bereits die Frankfurter Schule und Norbert Elias hatten ihn historisiert; danach erlaubte in den 70er Jahren die marxistische Kategorie des »bürgerlichen Individuums« linken Akademikern, auch mir, erstmals eine reflektierte Auseinandersetzung mit dieser verborgenen Leitvorstellung der eigenen Kultur und ihren Widersprüchen. Die Freudrezeption der gleichen Jahre trug das Ihre dazu bei. Doch schon in den 60ern hatten strukturalistische und poststrukturalistische Autoren und Autorinnen damit begonnen, die substantialistische Fassung des neuzeitlichen Subjektbegriffs grundsätzlich in Frage zu stellen. Ihre nach heftigen Diskussionen inzwischen vielfach akzeptierte These: die traditionelle Vorstellung vom »Subjekt« als einer »irreduziblen Instanz im Menschen« (Reckwitz 2008, 12), die, von äußeren Umständen unabhängig, Handeln und Reflexion der Individuen bestimmt (oder bestimmen soll), - diese Vorstellung sei selbst nur eine Variante historisch unterschiedlicher Subjektformationen; sie habe allerdings in den modernen westlichen Gesellschaften normative Bedeutung erlangt und ihre historische Bedingtheit damit unsichtbar gemacht. Vom »Subjekt« sei deshalb heute sinnvoll nur in der Form jeweiliger kultureller »Subjektkonstruktionen« zu sprechen. Und die Aufgabe historischer Forschung sei nunmehr die »unvoreingenommene Analyse« unterschiedlicher »Subjektpositionen als Ergebnis diskursiver Regeln und Praktiken«4 in den verschiedenen Epochen, sozialen Gruppen, medialen Gattungen und einzelnen Texten.

Dieses Postulat soll hier für die Zeit des Renaissance-Humanismus und der Reformation in Deutschland fruchtbar gemacht werden. Material dafür gibt es genug. Und in dieser Epoche nach Subjektpositionen zu fragen, kann über die umstrittene Formel von der »Entdeckung des Individuums« im 16. Jahrhundert hinausführen, die in den

Wie ersichtlich, geht es mir hier nicht um eine klassische Diskursanalyse im Sinn einer umfassenden Beschreibung abgegrenzter Wissensgebiete, sondern um die genauere Bestimmung einzelner Diskursmomente. »Nationaler Diskurs« oder »Nationendiskurs« meint dabei ein historisch variables Ensemble aufeinander bezogener Begriffe, Metaphern, Bilder, Mythen etc., durch das in Texten (und anderen Zeichensystemen) materiellen und kulturellen Objekten eine »nationale« Qualität zugesprochen wird, deren performative Bedeutung aus dem jeweiligen Textzusammenhang rekonstruiert werden muss. Der Diskursbegriff überschneidet sich partiell mit dem wissenssoziologischen Begriff des »Deutungsmusters« und dem systemsoziologischen der »Semantik«, ist aber stärker als sie an die Geschichte der entsprechenden sprachlichen Bezeichnungen gebunden. Die Geschichtswissenschaft hat m.W. für den gemeinten Sachverhalt bisher keinen eigenen Begriff ausgebildet; mit Sicherheit handelt es sich bei ihm nicht um »Ideengeschichte«.

⁴ So die Formulierungen aus dem Einladungsschreiben zu diesem Band.

90er Jahren eine gewisse Konjunktur hatte.⁵ Das fordert allerdings eine intensive Auseinandersetzung mit den Sinnstrukturen einzelner Texte, verlangt eine sorgfältige Aufmerksamkeit auf das spezifische Ineinander von spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Denkmustern und wird die Einbeziehung der realhistorischen Bedingungen der damaligen Texte und Denkmuster nötig machen, – was methodisch eine Kombination aus Hermeneutik, Diskursgeschichte und Sozialhistorie bedeutet.

Subjektpositionen sind in der bisherigen Nationalismusforschung wenig behandelt worden. Zwar hatte bereits Benedict Anderson darauf hingewiesen, welche Bedeutung subjektive Sinnstiftung (bis zur Todesbereitschaft) für die Anziehungskraft des Nationalismus hat (Anderson 1988, 16f.), aber dieser Aspekt ist von dem Begriff der »nationalen« oder »kollektiven Identität« aufgesogen worden, der sich seit ca. 1990 zu einem Standardtopos der Forschung entwickelt hat,6 ohne dass »Identität«, soweit ich sehe, dabei historisiert oder gar auf die in ihr jeweils enthaltenen Subjektpositionen hin untersucht worden wäre.⁷ Anderson hatte zudem herausgestellt, dass die »Souveränität der Nation« in nationalistischen Konzepten eine große Rolle spiele (ebd.); dieser Aspekt ist von den Historikern unter den Nationalismusforschern als Machtanspruch der Nation stets berücksichtigt worden; doch die Einsicht, dass damit der Nation ein Status als kollektiv handelndes Subjekt zugewiesen wird und dass gerade dies für die Karriere des Nationalismus in der Moderne von Bedeutung sein könnte diese Einsicht blieb den wenigen Kultur- und LiteraturwissenschaftlerInnen in diesem Feld vorbehalten.⁸ - Beide Aspekte, der der individuellen wie der der kollektiven Subjektposition, werden im Folgenden eine Rolle spielen.

Das Interesse für die Bedeutung von Subjektpositionen im Nationalismus lenkt die Aufmerksamkeit auf literarische Texte, in denen das Sprechersubjekt eine besondere Funktion besitzt. Bei den im Folgenden untersuchten Texten von Konrad Celtis (1459–1508) und Ulrich von Hutten (1488–1523) ist dies der Fall. Ausgewählt habe ich sie jedoch, weil in ihnen jeweils eine besonders emphatische und engagierte Form nationalen Denkens vertreten und propagiert wird; darauf werde ich allerdings erst im dritten Abschnitt des Celtis-Teils zu sprechen kommen.

[»]Die Entdeckung des Individuums im 16. Jahrhundert«, Überschrift des 1. Hauptkapitels in van Dülmen 1997, 15. Zur Kritik der Formel weiter unten. – Einblicke in die umfangreiche, auch internationale Diskussion zur ›Geschichte der Individualität‹ geben die Sammelbände von Fetz 1998 und van Dülmen 2001; in letzterem auch grundsätzliche Einwände gegen die im Konzept des Bandes angelegte substantialistische Fassung der Begriffe »Ich«, »Individuum«, »Selbst« etc.

⁶ Lutz Niethammers Sturmlauf gegen die »Konjunktur« der »kollektiven Identität« ist ohne große Wirkung geblieben (Niethammer 2000). – Der Begriff ist, wenn ich richtig sehe, in der deutschen Nationalismusforschung präsent seit Giesen 1991, dem ersten Band aus einem gleichnamigen Forschungsschwerpunkt des Landes Hessen.

⁷ Ein Ausnahme ist die Arbeit von Jeismann 1992.

⁸ Beispiele dafür bei Bielefeld/Engel 1998 und Jureit 2001.

›Subjekt‹, ›Gemeinschaft‹ und ›Nation‹ bei Konrad Celtis

Als Ausgangspunkt dient mir einer der programmatischen Celtis-Texte, von dem Wilhelm Kühlmann gesagt hat, dass mit ihm der Dichter »seine eigene Leistung als Vermächtnis an die kommenden Generationen deutscher Humanisten formuliert« habe (Kühlmann 1997, 979). Es ist die Epode Nr. 12 »An die deutschen Dichter« aus der von Celtis geplanten Sammlung seiner Oden, die seine Freunde posthum 1513 herausgegeben haben. In kunstvoller antiker Strophenform ermahnt dort der Autor seine humanistischen Nachfolger, die Anstrengungen fortzusetzen, mit denen seine Dichtergeneration die Verehrung und Nachahmung der antiken Literatur in Deutschland eingeführt habe. Er schildert seine eigene Rolle bei diesen Bemühungen und erhofft sich bei einer künftigen Blüte der deutschen Literatur einen Platz, wie ihn Horaz, als Vermittler zwischen griechischer und lateinischer Literatur, in der Antike hatte.

Das Redesubjekt¹⁰ dieses Gedichtes sieht sich in einem weitgespannten welthistorischen Kontext: als Vermittler der vergangenen Größe antiker Dichtung an seine deutschen Humanistenkollegen, im Blick auf die überlegene Dichterkonkurrenz der Italiener und Spanier, und in der Hoffnung auf eine aufstrebende deutsche Literatur. Es versteht sich als Begründer dieser künftigen deutschen Dichtung und hofft auf Dauer seiner eigenen Gedichte als Anreger einer nationalen Dichtungstradition.

Es ist ein starkes Autorsubjekt, das sich hier in Szene setzt, mit gebührender Bescheidenheit gegenüber den antiken Vorbildern, aber durchaus mit ihnen wetteifernd, selbstbewusst, eigenständig, konkurrenzbetont und handlungsfähig. Solche Selbstsicherheit zieht der Autor aus einem hohen Leistungsbewusstsein: er hat sich angestrengt und er hat als erster die literarischen Schätze der Antike in eigenen Texten nach Deutschland gebracht. ¹¹ So kann er hoffen, dass auch seine Gedichte, trotz ihrer Unvollkommenheiten, in Zukunft Bestand haben mögen – wie einst die des Horaz. Kein eben bescheidener Vergleich, dem Celtis sich da unterzieht (hierzu Manuwald 2000).

⁹ Text und Übersetzung im Anhang, nach Kühlmann 1997, 70-73. Die Epode bereits in N (Celtis 1937, 128), sie wurde also vor 1500 geschrieben. Eine teilweise abweichende Übersetzung bei Schäfer 1976, 34ff.

¹⁰ Im Folgenden werden getrennt: das im jeweiligen Gedicht auftretende Redesubjekt; die Autor-Inszenierung, die in Gedichtüberschriften und Buchtiteln als »Conrad Celtis« erscheint; und die biographisch fassbare Person Konrad Celtis alias Konrad Bickel (die wir auch nur aus Fremd- und Selbstzeugnissen erschließen). Wo diese Unterscheidungen durch den Kontext klar sind (oder sachlich nicht relevant), wird aus stilistischen Gründen auch von »Celtis« oder dem »Autor« gesprochen. Mit »Konrad Celtis« jedoch ist immer die biographische Person gemeint.

¹¹ Zur »translatio artium« des Conrad Celtis (als Parallele zur »translatio imperii«, der Übertragung der römischen Kaiserwürde auf den deutschen König) gibt es inzwischen so etwas wie eine eigene Forschungstradition, meist ausgehend von Celtis' berühmter »Ode an Apoll, den Erfinder der Dichtkunst, dass er mit seiner Lyra aus Italien nach Deutschland komme«. Deren Text bei Kühlmann 1997, 86-71 oder bei Wiener 2002a, 66f. (dort Literaturangaben).

Das künstlerische Selbstbewusstsein, das sich hier äußert, übertrifft, was es bisher an poetischen Selbstinszenierungen auf deutschem Boden gab. Auch früher traten in Texten deutscher Autoren selbstbewusste Künstlersubjekte auf, bei Walther von der Vogelweide oder Wolfram von Eschenbach im Hochmittelalter, bei Oswald von Wolkenstein oder Michael Pehnt im Spätmittelalter (Niemeyer 2000). Aber die Rolle des individuellen Begründers einer überhaupt erst relevanten deutschen Literaturtradition hat keiner von ihnen eingenommen. Celtis hingegen inszenierte sich als eigenständiger Initiator einer welthistorischen Epochenwende (Robert 2002).

Das Redesubjekt erscheint in Celtis' Epode aber nicht nur in der Rollenfigur des Ich-Autors; seine Bedeutung wird im Gedicht durch weitere Verdienste unterstrichen. Der Sprecher stellt seine früheren Werke in den Kontext seiner Wanderjahre, die er als bewusste, anstrengende und von ihm emotional gewollte Welterkundung stilisiert: er habe diese Texte, während er »das Vaterland zu besichtigen begehrte«, »unter großen Mühen geschaffen«. Damit öffnet sich der Text zu einem Blick auf die private Autor-Biographie, deren tatsächliche Erfahrungen und poetische Liebeserlebnisse Celtis bereits früher in dem Gedichtzyklus »Amores« (1502) verarbeitet hatte; die Subjektkonstruktion des Gedichts wird um Aspekte individueller Existenz und außerkünstlerischer Emotionen und Tätigkeiten erweitert. Neben die ästhetische Leistung des literarischen Werkes tritt jetzt die pragmatische Leistung eines autobiographisch reflektierten eigenen Lebensabschnitts. Mit beidem wird die selbstgewisse Unverwechselbarkeit des Autorsubjekts, seine individuelle Besonderheit unterstrichen.

Eine ähnliche Aufnahme individueller, 'privater Aspekte in die öffentliche Repräsentanz des Subjekts findet sich bei Celtis auch in seinem Umgang mit einem anderen Medium künstlerischer Selbstrepräsentation, dem Porträt. In der Kunstgeschichte gilt die allmähliche Entwicklung zum individualisierten Porträt als signifikanter Strang im langgestreckten Entwicklungsprozess zwischen der Bildkunst des Spätmittelalters und der Renaissance. Bildnisse humanistischer Gelehrter waren um 1500 begehrt, von den Malern, von den Sammlern und von den Gelehrten selbst, denen damit ein willkommenes Mittel zur Verfügung stand, ihre persönliche Bedeutung und ihren gesellschaftlichen Rang zu demonstrieren.

Celtis machte da keine Ausnahme und wartete auch auf diesem Gebiet mit einer eigenen Innovation auf. 1507, kurz vor seinem Tod, gab er bei dem berühmten Augsburger Holzschneider Hans Burgkmair ein »Sterbebild« in Auftrag, bei dem es ihm auf »physiognomische Porträtähnlichkeit« ankam. 12 Außerdem veranlasste er Burgkmair, einen den Zeitgenossen wohlbekannten Holzschnitt von Albrecht Dürer zu manipulieren, der die Buchausgabe von Celtis' »Amores« zierte und der Celtis knieend beim Empfang des Dichterlorbeers zeigte. Nun wurden sein und des Kaisers Köpfe durch porträtähnlichere ersetzt. Diese Version verschickten Celtis' Freunde mitsamt dem Sterbebild nach seinem Tod innerhalb der Humanistenkreise.

¹² So Mertens 1997, 239, der vor allem die traditionellen Momente an Celtis' »Neuartigkeit der Konzeption« (234) betont. Mertens interpretiert auch den Nationalismus der Humanisten als zeitgenössisches Phänomen (als Willen zur Teilhabe an politischer Macht und sozialer wie kultureller Bedeutung) und sieht ihn geschieden von späteren Entwicklungen (Mertens 2000). Anders Hirschi 2005, der ihn als »modern« beschreibt.

Celtis' Inszenierung des Sterbebildes hielt sich in ihren sonstigen Motiven durchaus im traditionellen Rahmen antiken und christlichen Totengedenkens. Sie überschritt diesen Rahmen jedoch durch den bewussten Eingriff, mit dem der Autor sein Gesicht als Lebender mit seinem Nachruhm verknüpft haben wollte. Es war nicht irgend einer, es war dieser eine mit diesem Gesicht, dessen Andenken bewahrt werden sollte. Das Spätmittelalter kannte durchaus ein individuelles Totengedenken; traditionell geschah das durch das Festhalten des Namens im Medium der Schrift.¹³ Celtis aber wollte offenbar mehr, wollte in einem weiteren Medium, mit seinem eigenen Gesicht, über seinen Tod hinaus kenntlich sein. Damit wurden die Grenzen traditioneller Subjektrepräsentationen gewiss nicht gesprengt, aber ihr Repertoire wurde um ein wichtiges Moment individueller Eigenheitsbeschreibung erweitert.¹⁴

Haben wir es demnach bei Celtis mit der berühmten »Entdeckung des Individuums in der frühen Neuzeit« (van Dülmen 1997) zu tun? Irgendwie schon. Nursirgendwie reicht nicht. Bereits die eingängige Formel führt in die Irre. Sie arbeitet mit der falschen Metapher – als würde hier etwas bereits Vorhandenes aufgespürt und nicht etwas Neues unternommen; sie beruht auf einer falschen Hypostasierung – als gäbe es ›das‹ Individuum und nicht nur bestimmte Individualitätsvorstellungen in bestimmten Diskursen bestimmter sozialer Gruppen; sie vermischt die Lebenswirklichkeit der stets individuell existierenden Menschen mit den Diskursen, in denen diese Lebenswirklichkeit zur Erscheinung kommt; sie überspringt die historische Distanz zwischen dem 16. und dem 18.–20. Jahrhundert und unterschlägt für die Situation um 1500 deren komplexe Widersprüchlichkeit.¹⁵

Andererseits verdeckt die Neigung mancher Humanismus-Historiker, den Aspekt zunehmender Individualisierungen ganz zu vermeiden und vorrangig die traditionellen und spätmittelalterlichen Elemente in den untersuchten Dokumenten herauszustellen, die historische Dimension der Innovationen, die in der breiten Übergangszone vom Mittelalter in die Neuzeit stattgefunden haben. Otto Gerhard Oexle hat in einer Kritik gängiger Mittelalter-Konstruktionen vor dem unbedachten Gebrauch des Individuumsbegriffs zur Abgrenzung zwischen Mittelalter und »Moderne« (Oexle 1997, 359f.) gewarnt, aber auch er hat nicht zu seiner Vermeidung aufgerufen, sondern eine reflektiertere Verwendung angemahnt. Schließlich ist es eine legitime Aufgabe des Historikers, nach der Frühgeschichte der »Moderne« zu fragen, wenn dies auf abgestecktem Feld, genau und mit kontrollierten Begriffen geschieht.

So ist also Genauigkeit gefragt. Konrad Celtis hat in seiner Epode Aspekte seiner individuellen Biographie in den Katalog des künstlerisch Darstellbaren aufgenommen, die traditionell in diesem Katalog nicht vorgesehen waren (obwohl sie um 1500

¹³ Dazu Worstbrock 1984, 434ff.

¹⁴ Celtis' Neuerung machte denn auch in der Geschichte des Gelehrtenporträts Schule, nicht ohne auf Widerstände zu stoßen: Mertens 1997, 240ff.

¹⁵ Richard van Dülmen (1997) versucht im Text seines populär geschriebenen Buches, die historische Distanz zwischen den früheren Epochen und der Moderne durch vielfache Relativierungen und Einschränkungen deutlich zu machen, kommt aber m.E. damit gegen den Sog seiner Gesamtperspektive nicht an. Ein sehr viel komplexeres Bild vermittelt der Sammelband van Dülmen 2001.

im persönlichen Leben von Schriftstellern und Nicht-Schriftstellern eine ebenso große Rolle gespielt haben mochten wie zu anderen Zeiten). Er tat das offensichtlich mit Bedacht, brachte Besonderheiten ins Spiel, die ihn von anderen unterschieden, und schärfte damit das Profil seiner individuellen Persönlichkeit. Doch blieb diese Erweiterung des Spielraums individueller Repräsentation auf Einzelnes beschränkt. Eine eigenständige Sphäre privater Existenz ist in seinem Text nicht zu erkennen. Nicht. dass es eine solche Darstellung des Privaten in Celtis' Werk nicht gäbe; sie ist traditionell der Liebeslyrik vorbehalten, die damit eigenen Gattungsgesetzen zu folgen hatte und für die in Celtis' einschlägigen Texten das Maß der Individualisierung gesondert bestimmt werden müsste. Im Rahmen seiner poetologischen Selbstreflexion blieb die Öffnung des Kanons individueller Selbstrepräsentation an die rhetorische Funktion gebunden, das ästhetische Werk zu legitimieren und Celtis' Rolle als literarischer Neuerer zu unterstreichen. Dabei rückten die Biographie und die Individualität des Autors durchaus in den Blick, nicht aber in den Mittelpunkt. So fehlt denn auch dem »Ich« in diesem Gedicht jeder Anspruch auf eine Autonomie des Subjekts, wie er im Autonomiepostulat des 18. und 19. Jahrhunderts als Basis moderner Individualitätsvorstellungen formuliert wurde.

Damit kommen allerdings Widersprüche in das Subjektbild. Auf der einen Seite betont Celtis mit erheblichem Aufwand seine individuelle Lebensleistung, seine Größe, Besonderheit und Selbstständigkeit, auf der anderen Seite stellt er sich – ebenso betont – nicht als Einzelner dar, sondern als Teil und Repräsentant übergreifender Zusammenhänge, als Mitglied einer Gruppe von »jungen Männern« mit gemeinsamer Lyrikproduktion und als vermittelndes Glied in einer literarischen Traditionskette zwischen der vergangenen antiken Dichtung und der erhofften künftigen deutschen. In dieser Vermittlerrolle aber beansprucht er wiederum Einzigartigkeit und hofft, am Zielpunkt des Gedichtes, auf eine eigene Unsterblichkeit »wie die des Horaz«. Es lohnt sich, dieser Widersprüchlichkeit zwischen Integriertheit und Besonderheit nachzugehen und zu diesem Zweck der Gemeinschaftskonzeption im Text weitere Aufmerksamkeit zu widmen.

外外外

Konrad Celtis hat sich in seinem Gedicht als großes und individuell-besonderes, aber nicht als autonomes <code>>Ich</=inszeniert</code>. Sein Redesubjekt sieht sich als Träger sozialer Rollen und es sieht sich als Mitglied von Gemeinschaft. Bereits im ersten Doppelvers der Epode 12 erscheint diese Gemeinschaft in zweifacher Gestalt, als enger Kreis der humanistischen Jugendfreunde und als größerer Kreis Späterer, auf den der Fokus des Gedichtes am Ende ganz (v. 17) hinüberwechselt:

Unsere Gedichte, die wir als junge Männer im deutschen Land gesungen haben, die erreicht oder übertrefft, ihr Nachgeborenen (v. 1f.)

Beide Gruppen werden in der Überschrift als »poetae« zusammengenommen; in beiden weiß sich der Autor fest integriert. Basis dieser Integration ist eine gemeinsame Praxis (das Schreiben von Gedichten) und ist ein ganzer Komplex gemeinsamer intellektueller Ziele, Verhaltensnormen und ethischer Prinzipien, die im Text angesprochen werden: Verehrung für die antike Literatur und Ausrichtung der eigenen

sprachlichen und literarischen Praxis an deren maßstabsetzenden Werken; - sodann Pflege der Gelehrsamkeit und Arbeit an den eigenen Dichtungen unter der Forderung einer strengen, nicht abschließbaren Perfektionierung; - weiterhin ein egalitäres Kommunikationsprinzip, das Unterschiede der individuellen Leistungsfähigkeit kennt, aber keine der Geburt, der Standeszugehörigkeit oder des Amtes; - schließlich eine vom Sprecher als selbstverständlich angenommene Zukunftssicherheit im Hinblick auf die Ausbreitung der humanistischen Studien unter den Deutschen. Eine Gemeinschaft mit hohem Anspruch.

Innerhalb des Textes wird diese Gemeinschaft nicht mit realen sozialen, politischen oder weltanschaulichen Daten aus der Welt um 1500 verbunden. Ihre Bezugspunkte sind die antike Literaturgeschichte und eine vorausgesetzte deutsche Humanistenzukunft. Zu den weltlichen Ordnungen der geburtsständischen Gesellschaft und zu den geistlichen Werten der christlichen Kirche¹⁶ zieht das Gedicht keine Verbindungslinien. Damit erscheint der kollektive Zusammenhang, in dem das Subjekt sich sieht, gleichsam als exempt, eine imaginäre Gemeinschaftsvorstellung, herausgenommen aus der sozialen, politischen und weltanschaulichen Welt der Gegenwart, ohne inhaltliche Vernetzungen mit ihr.¹⁷ So fest der Autor des Gedichtes in der Gemeinschaft, von der er spricht, verankert ist, so ortlos erscheint diese Gemeinschaft im Hinblick auf die reale Welt von 1500. Das Subjekt, das sich hier zugehörig weiß, hat sich in eine anspruchsvolle, aber abstrakt-ortlose Gemeinschaft integriert.

Was es mit dieser Ortlosigkeit auf sich hat, ist aus dem Text selbst nicht zu erschließen. Um mit dieser Frage weiterzukommen, muss auf die pragmatischen Kontexte umgeschaltet werden, in die der literarische Diskurs eingelassen ist und auf die er sich bezieht.

Denn die egalitäre Gemeinschaftskonzeption des Gedichtes hatte ihre realen Entsprechungen in der zeitgenössischen Wirklichkeit. Mit den dichtenden Jugendfreunden spielte Celtis an auf die um 1500 entstandenen humanistischen Sozietätsbildungen, die »Sodalitäten«, mehr oder weniger locker organisierte Gruppen von Humanisten in einigen deutschen Universitätsstädten (Hardtwig 1997). ¹⁸ Celtis hatte ihre Gründung zum Teil angeregt, besuchte einige von ihnen auf seinen Reisen und hat insgesamt an der kurzen Blütezeit der deutschen Sodalitäten von ca. 1495 bis 1510 entscheidenden Anteil gehabt.

Der engere Kreis der Sodalen war seinerseits eingebettet in ein sehr viel weiteres Kommunikationsnetz, den vielfältigen, oft intensiv freundschaftlichen Verkehr der deutschen Frühhumanisten. Dem sollten die Gruppenbildungen der Sodalitäten –

¹⁶ Dichtung tritt hier als säkular auf. Sie dient innerweltlichen Zwecken: der Bildung des Einzelnen, einem glücklicheren Leben und einer zivilisierten Kommunikation. Das schließt selbstverständlich christliche Bindungen der humanistischen Autoren, religiöse Momente in ihrer Geselligkeit (Hardtwig 1997, 201) und traditionelle christliche Motive in anderen Texten nicht aus. Zu den religiösen Motiven im Memorialbild: Mertens 1997, 248 und passim.

¹⁷ Das ist nicht nur in diesem Gedicht so; Eckart Schäfer bescheinigt Celtis auch in den anderen »Humanistenoden« ein ausgesprochenes »Gruppenbewusstsein«, mit dem er die »Humanistengruppe« nach außen abgrenze (Schäfer 1976, 29).

¹⁸ Eine Rekonstruktion von Celtis' Reisetätigkeit zu und Kommunikation mit den Sodalen sowie eine Beschreibung seiner (bescheidenen) akademischen Situation bei Dickerhof 1996.

vergeblich – eine festere Gestalt geben; sein Merkmal war ein weitverzweigter und umfangreicher Briefverkehr. An ihm nahmen auch diejenigen unter den Humanisten teil, die nicht von Berufs wegen, als Autoren oder Universitätslehrer, mit der Vertiefung und Verbreitung des humanistischen Projekts beschäftigt waren. Nicht zuletzt in diesem Briefverkehr wurden die intellektuellen, praktischen und ethisch-moralischen Forderungen des humanistischen Programms ausgearbeitet, die Celtis in seinem Gedicht aufgriff. Es war diese humanistische Diskursgemeinschaft, deren Vorhandensein, deren Prinzipien und deren interne Kommunikationsstruktur Celtis in der Gemeinschaftskonzeption seines Textes benannte, die er damit propagierte und durch den geplanten Druck der Oden öffentlich machen wollte – so begrenzt diese Öffentlichkeit um 1500 auch war.

Es besteht eine merkwürdige Diskrepanz zwischen der Abgehobenheit dieses kollektiven Humanistendiskurses und der praktischen beruflichen Existenz der ihn ausarbeitenden Männer. Sie waren Universitätsprofessoren, Diplomaten, Räte und Sekretäre in fürstlichen Diensten, städtische Verwaltungsbeamte, Geistliche (meist in höheren Positionen) oder Ärzte – also eingebunden in die sozialen und politischen Ordnungen der spätmittelalterlichen Gesellschaft. In ihr nahmen sie die Sonderstellung einer Funktionselite ein, in ihre Ämter gekommen nicht primär durch Geburt und Stand, sondern durch ihre akademische Ausbildung und ihre individuellen Leistungsfähigkeit (Worstbrock 1995, 34), und betraut mit verantwortungsvollen administrativen und diplomatischen Aufgaben in den sich ausdifferenzierenden Führungsschichten der beginnenden Territorialstaaten und der frühkapitalistischen Städte.

Das humanistische Kunst- und Persönlichkeitsideal, das sie entwickelten, und die neuen, halb privaten, halb öffentlichen Kommunikationsstrukturen, in denen sie sich ihrer Gemeinsamkeit versicherten, sagen viel darüber aus, wie sie ihre Situation erfuhren. Offenbar wussten diese Männer sich mit ihrer intellektuellen und sozialen Situation in den vorhandenen kulturellen Ordnungen nicht angemessen repräsentiert; so entwickelten sie im humanistischen Diskurs, in seinen Idealen und seinen Praktiken ein neues kulturelles Projekt, das den Widersprüchen ihrer spezifischen Lage besser entsprach, das sie als Gruppe definierte und das zugleich in der Gesellschaft, in der sie lebten, Geltung beanspruchen konnte.

Denn die kommunikative und diskursive Praxis, die sie da betrieben, genügte einerseits hohen intellektuellen und moralischen Ansprüchen; sie war mit ihrer Schwärmerei für die ferne Antike, mit ihrem abstrakten Leistungsprinzip, ihren egalitären Kommunikationsformen und ihren kulturellen Innovationen weit genug von der gegenwärtigen Gesellschaft entfernt, um die gemeinsame, Stand und Amt übergreifende Situation zu repräsentieren; und sie definierte und sicherte als gruppeninterner Vergesellschaftungsmodus ihren Status als Elite weit oberhalb der sie umgebenden Gesellschaft. Andererseits band gerade dieses weltferne humanistische Projekt sie durch den Rückgriff auf die antiken Vorbilder wieder ein in ein zentrales Prinzip ihrer auf Alterslegitimation basierenden Gesellschaft: auch das humanistische Kulturideal

¹⁹ Christine Treml hat eine Liste der Berufe und Wirkungsorte von 233 Humanisten zwischen 1470 und 1530 erstellt: an Fürstenhöfen arbeiteten 51 von ihnen, in großen Reichsstädten 51, an Universitäten 63, in Klöstern und Stiften 68 (Treml 1989, 17).

konnte die Würde einer weit zurückreichenden großen Tradition und ihrer Urkunden für sich in Anspruch nehmen. Es macht die Besonderheit dieser hochgespannten Elitekultur aus, dass gerade ihre Abstraktheit und soziale Ortlosigkeit die Bedingungen für ihre gruppenstabilisierende Funktion war, eine Widersprüchlichkeit, die auch in der beschriebenen Ortlosigkeit des Celtis-Gedichtes erkennbar ist.

Die Kulturanschauungen und Kommunikationsformen der Humanisten hatten jedoch nicht nur interne Funktionen, sondern verschafften ihnen auch soziale und politische Bedeutung im Kontext der akademischen Ausbildung ihrer Zeit. Claudia Wiener hat gezeigt, wie zweckmäßig z.B. Celtis' organisatorische Pläne eines humanistischen Poetenkollegs sich in die Maximilianische Reform der Wiener Universität einfügten, die dazu dienten, den wachsenden Bedarf an höfischen Beamten zu befriedigen (Wiener 2002b). Und sehr bald begann die humanistische Bildung sich universitätsweit durchzusetzen und dann für Jahrhunderte – in verschulter wie in anspruchsvoller Form – Ausbildung und Kulturbewusstsein der deutschen und europäischen Bildungselite zu dominieren. Offenbar trug gerade die Widersprüchlichkeit des humanistischen Projektes, seine spezifische Mischung von abstrakter Gesellschaftsferne, hohem kulturellen, moralischen und intellektuellen Anspruch und individuumsbezogenen Subjektkonstruktionen zu seiner Zukunftsfähigkeit bei.

Auch Konrad Celtis bewegte sich auf beiden Ebenen dieser Situation und vereinigte auf eine sehr erfolgreiche Weise literarisch-utopische und praktisch-ausbildungsreformerische Tätigkeit miteinander. In dieser Doppelrolle ist begründet, was auf sein literarisches Werk bezogen als dessen performative Kraft beschrieben werden kann: dass die imaginäre Konzeption seiner Gedichte vom kulturhistorischen Vermittleranspruch eines großen Subjekts und von der Bedeutung einer intellektuellen Diskursgemeinschaft der Humanisten zur Veränderung der Wirklichkeit beitrug. Performativität ist immer nur in historisch konkreten Situationen und als Eingriff in bestehende gesellschaftliche Praxen möglich. Performativität, Wirksamkeit eines diskursiven Deutungsschemas aber war hier in hohem Maße gegeben. Konrad Celtis hat in der Tat mit seinen Gedichten die Literatur in Deutschland unmittelbar an die antiken Vorbilder angeschlossen. - unter Umgehung der in der Vergangenheit maßstabsetzenden Italiener. Er hat an entscheidender Stelle mitgeholfen, eine neue literarische Tradition in Deutschland zu begründen, und hat damit einen »programmatischen Kontinuitätsbruch« vollzogen (Worstbrock 1995, 11). Und er hat als Programmatiker, Anreger und Beispielgeber entscheidend dazu beigetragen, einer neuen, anspruchsvollen säkularen Dichtung in Deutschland kulturellen Rang und gesellschaftliche Anerkennung zu verschaffen. Diese Wirkungen waren - auch - eine Konsequenz seines hohen Begriffs von der unvergleichlichen Würde und der besonderen moralischen und sozialen Bedeutung der Dichtung, Konsequenz also seiner spezifischen Form von individueller Größenphantasie,²⁰ mit der er nicht alleine stand, die aber damals niemand in Deutschland so entschieden vertrat, so umfassend ausarbeitete und so strategisch einsetzte wie er, - und mit der er anseuernd und beispielgebend auf viele seiner humanistischen Zeitgenossen einwirkte. Seine von ihm selbst angestrebte, 1487 in

^{20 »...} sein Ich steht in monumentaler Isolation da«, Schäfer 1976, 34 im Vergleich Celtis-Horaz zu Celtis' Nachruhmsgewissheit und Selbstbewusstsein.

Nürnberg erreichte Krönung zum poeta laureatus durch Kaiser Friedrich III. war das sichtbare und von ihm immer wieder inszenierte Zeichen für diesen sachlichen und persönlichen Erfolg. Auch darin hatte Celtis eine Vorreiterrolle; viele deutsche Dichterkrönungen sollten folgen.²¹

Doch die Epode XII, von der diese Überlegungen ausgegangen sind, hat noch ein ganz anderes Thema, das ich bisher zurückgestellt habe, obwohl es den zweiten Hauptgegenstand dieser Untersuchung ausmacht.

* * *

Wenn bisher von »Ortlosigkeit« des im Gedicht entworfenen Gemeinschaftskonzeptes gesprochen wurde, so ist das nun zu ergänzen. Es sind die »deutschen« Dichter, an die sich der Text mit seiner Überschrift wendet. Die jungen Männer haben nicht irgendwo, sondern sie haben »Germano orbe«, »im deutschen Land« gesungen, und der Sprecher wünscht seinen Gedichten »bei den Deutschen«, »inter Germanos« dauerndes Fortleben. Die Dichter und das Dichten sind national situiert. Und nicht nur sie: auch der Sprecher hat »das Vaterland bereist«, etwaige Zweifel, wie das gemeint sei, werden durch den nationalen Kontext der »Amores« sowie durch Celtis' selbstgewählten literarischen Beinamen »Germanus« zerstreut. Offenbar ist der nationale Rahmen, in dem der Sprecher sich und die Literaturgemeinschaft hier entwirft, nicht etwas Beiläufiges - nicht für das Gedicht und nicht für den Autor. Offenbar genügt dem Autor-Ich nicht die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, die im sozial abstrakten Raum des humanistischen Antikebezuges angesiedelt ist; offenbar versucht er, sie in anderer Weise zu konkretisieren, sie ihrerseits in einen größeren Zusammenhang einzuordnen. Er spricht ihr eine nationale Qualität zu, ihre Mitglieder sind »Deutsche« und die haben als Mitglieder dieser Gemeinschaft einen territorialen Ort, ein Vaterland.

Aber was hieß in einem Gedicht um 1500 »deutsch«, »deutsche Lande« »die Deutschen« und (deutsches) »Vaterland«? Politisch gab es keinerlei nationale Einheit: das spätmittelalterliche Kaiserreich war multinational, seine »deutschen« Fürsten waren zerstritten und folgten eigenen territorialen Interessen. Geographisch gab es keine klaren Grenzen, ethnologisch gab es nur unterschiedliche Stämme, sprachlich und kulturell bestenfalls Ansätze zu einer Gemeinsamkeit, die auf schmale soziale Schichten beschränkt waren. Andererseits zeigt sich in den uns heute zugänglichen schriftlichen Dokumenten dieser Zeit eine deutliche Zunahme nationaler Termini und Bedeutungszuweisungen seit dem 15. Jahrhundert in den unterschiedlichsten Textsorten, bei sehr verschiedenen sozialen Gruppen, mit stark divergierenden Inhalten und Sinnhorizonten der nationalen Begriffe.²² Über diese Entwicklung zwischen dem

²¹ Dieter Mertens hat u.a. an Celtis' Dichterkrönung das komplexe Verhältnis von Humanismus und Höfen beschrieben: Mertens 2006. Das Verhältnis des Humanismus und der Humanisten zur politischen Macht ist ein durchgehendes Thema in dem Sammelband Maissen/Walther 2006.

²² Hierhin gehört auch die Formel »Heiliges Römisches Reich deutscher Nation«, die 1474 zum ersten Mal auftaucht, aber erst um und nach 1500 in dieser oder leicht veränderter Form in Reichstagsdokumenten benutzt wird.

späten Mittelalter und der frühen Neuzeit ist in den letzten zwei Jahrzehnten viel geforscht worden, mit einer großen Verbreiterung des Materials, einer Vervielfältigung der Deutungshinsichten und vielen offenen Fragen.²³ Angesichts solcher Unübersichtlichkeit kann ein von Herfried Münkler eingeführtes Begriffspaar hilfreich sein. Münkler unterscheidet im Hinblick auf nationale Bezeichnungen dieser Zeit zwischen einer gruppengebundenen »inkludierenden Binnendifferenzierung« und einer allgemeinen »exkludierenden Kollektividentität« (Münkler/Grünberger/Mayer 1998, 18).

Was damit gemeint ist, lässt sich an Celtis' Beinamen »Germanus« erklären. Seine Selbsttitulierung kann als Abgrenzung innerhalb der internationalen Humanistenzunft verstanden werden: »Celtis, der deutsche Humanist« – gegenüber italienischen, französischen etc. Humanisten: eine inkludierende Binnendifferenzierung. Eine solche Lesart wäre für Celtis durch die historische Entwicklung gedeckt, denn in der Tat haben die frühen deutschen Humanisten ihren nationalen Diskurs in der Konkurrenz zum bereits kräftig ausgebildeten Nationalismus ihrer italienischen Kollegen entwickelt: als deutsche Humanisten wollten sie von ihnen ernst genommen werden.

Nationale Aufladung von Konkurrenzverhältnissen innerhalb bestimmter Gruppen und Situationen war kein Privileg der Humanisten. Nationale Binnendifferenzierungen gab es im 15. Jahrhundert zunehmend bei Gruppen mit sich intensivierenden Fremdbeziehungen, also in Universitäten, Handelshöfen, Ritterorden und Konzilien (Münkler/Grünberger/Mayer 1998, 18). Sie dienten in den komplexer werdenden Institutionen der Konzilien und Universitäten und in der sich weiträumig vernetzenden Welt der Fernkaufleute, Scholaren oder Landsknechte zur Unterscheidung nach Herkunft und hatten an einigen Orten bereits zu erheblichen Konflikten zwischen nationalen Untergruppen und »Landsmannschaften« geführt.²⁴

Celtis' Beiname lässt sich aber auch anders verstehen, nicht relativ innerhalb der Humanistengruppe, sondern absolut: Celtis »der Deutsche«. Der Epoden-Text legt diese Lesart nahe durch die argumentative Häufung nationaler Termini in verschiedenen Bedeutungsvarianten und durch deren zweifache Ausweitung ins Territoriale. Es wird sich gleich zeigen, dass auch die zugehörigen Kontexte dieses Verständnis stützen. Das aber hätte einige Konsequenzen.

Denn eine solch babsolute Bedeutung des nationalen Attributs würde alle sonstigen Gruppenzugehörigkeiten, ungeachtet ihrer sonstigen Relevanz, überspringen, würde das nationale Kollektiv als Kennzeichen der Person in den Vordergrund rücken und es gegen andere nationale Kollektive, z.B. bie Franzosen abgrenzen: Münklers bezkludierende Kollektividentität. Bei einem bewussten, emphatischen Gebrauch wäre dies ein Begriff, der im Ensemble spätmittelalterlicher nationaler Begriffe eine historisch neue Stufe bezeichnet; Münkler/Grünberger/Mayer beschreiben eine deutliche Zunahme dieser Innovation vom 15. ins 16. Jahrhundert (z.B. a.a. O., 72f.).

²³ Zum Mittelalter Joachim Ehlers' Forschungsbericht in Ehlers 1989; Seibt 1994; Thomas 2000; zur Renaissance Münkler/Grünberger/Mayer 1998, neuerdings die ambitionierte Arbeit von Hirschi 2005.

²⁴ Für die Konzilien: Schmidt 2002; für die Universitäten: Münkler/Grünberger/Mayer 1998, 29ff.

»Celtis, der Deutsche«, das würde dann ein Verständnis nationaler Zugehörigkeit bedeuten, bei dem die Identität des Einzelnen vorrangig durch das nationale Wir-Kollektiv bestimmt wird, dem er angehört. Dies schlösse andere Zugehörigkeiten nicht generell aus; sie könnten in anderen Zusammenhängen und in anderen Textgattungen im Vordergrund stehen, wären aber in dem Kontext, in dem dieses Verständnis von Nation zur Verwendung käme, unwesentlich oder doch von nachgeordneter Bedeutung.

Ein solcher Begriff nationaler Zugehörigkeit hätte, ausgearbeitet, die Konsequenz, sich zu einem eigenen Deutungsmuster zu entwickeln, durch das die Welt primär als in Nationen eingeteilt vorgestellt wird (und nicht z.B. nach religiösen Kategorien in Heiden und Christen) – wiederum unabhängig davon, dass es unterhalb dieser Einteilung durchaus generelle Unterscheidungen nach Religion, Stand, Geschlecht, Amt, etc. geben könnte. Ob die nationale Begrifflichkeit des Konrad Celtis solche Konsequenz impliziert, ist auf der Basis der Epode nicht zu entscheiden. Und schon gar nicht gibt dieser eine Text Antwort auf die Frage, welchen Rang dieser Nationenbegriff im Vergleich mit anderen Deutungsmustern in anderen Textsorten und Selbstinterpretationen bei ihm einnimmt.

Was die letzte Frage angeht, so hat bereits der Blick auf das »Memorialbild« gezeigt, dass für Konrad Celtis die nationale Identität nicht an die Stelle christlicher Ordnungen getreten war. Hier liegt einer der wichtigsten Unterschiede zwischen dem nationalen Diskurs der frühen Neuzeit und dem späterer Zeiten. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts begann der Nationalismus die Diskursherrschaft anzutreten und andere Welt- und Selbstdeutungsmuster zu marginalisieren. Im 16. Jahrhundert hingegen waren nationale Bezeichnungen auf bestimmte Diskurse innerhalb bestimmter Gruppen beschränkt; ein übergreifendes »nationales Bewusstsein« ›der« Deutschen ist hier nicht zu erkennen.²⁵

Dies gesagt, ist allerdings darauf zu verweisen, dass bei keinem vorangegangenen Autor Deutschland, »Germania«, im literarischen Werk einen so umfangreichen und programmatischen Platz einnahm wie bei Celtis, in vielen Texten, in dem nicht verwirklichten Plan einer großen »Germania Illustrata« (hierzu Müller 2001) und im verwirklichten Konzept des Gedichtzyklus der »Amores«. Wir finden das nationale Thema oft in markanter Form, wie in der hier exemplarisch interpretierten Epode, ²⁶ oft in winzigen Details und an beiläufiger Stelle innerhalb anderer Hauptthemen. In den »Amores« bildet es die Grundlage der poetischen Konzeption. Deutschland erscheint hier als geographischer Raum, der von indigenen Deutschen²⁷ bewohnt wird,

²⁵ Mit dieser m.E. fragwürdigen Konstruktion ex post arbeiten viele der Aufsätze in Ehlers 1989.

²⁶ Nur ein weiterer Beleg: in seiner Ingolstädter Antrittsrede 1501 spricht Celtis die Scholaren betont als »deutsche« Jünglinge an, die er auffordert, Deutschland selbst zu erwandern. Es sei noch schlimmer, »unsere« geographischen, historischen und ethnischen Gegebenheiten nicht zu kennen oder gar zu verachten, als die Geschichtswerke der Griechen und Römer nicht zu kennen. »Oratio in gymnasio in Ingelstadio ...« (Celtis 2003, 22 f.).

²⁷ Indigenität spielt bei Celtis wie im gesamten humanistischen Deutschlanddiskurs eine große Rolle, s. Münkler/Grünberger/Mayer 1998 und Robert 2003.

der seine eigene ruhmvolle Geschichte und wertvolle Kultur hat, dessen humanistische Bildung die der Italiener überflügeln wird – was zu erreichen das Ziel von Celtis' eigenem poetischen Bildungsplan war, zu dem auch die Anfertigung und Veröffentlichung der »Amores« gehörte. Der Autor bereiste diesen Raum und präsentierte ihn in seinem Zyklus unter vier verschiedenen Gesichtspunkten: nach den vier Himmelsrichtungen, nach den vier Lebensaltern des fiktiven Ich, nach dessen vier verschiedenen Geliebten (jede in einer der vier Gegenden Deutschlands) und nach den vier Gewässern, die Deutschland begrenzen: Weichsel, Donau, Rhein und Ost- und Nordsee.

Dieses umfangreiche, anspruchsvolle und vielgestaltige Buch lässt sich unter vielen Gesichtspunkten interpretieren, als Sammlung von Liebesgedichten wie als topographisches Werk (hierzu Wiener 2002a), das dem neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnisinteresse der Renaissance folgt und die Wirklichkeit bis an ihre Grenzen erkunden will.²⁸ Und selbstverständlich stützte Celtis sich dabei ausgiebig auf antike topoi und zeitgenössisch-italienische Vorbilder, schrieb nach Kräften bekannte und entlegene Quellen aus und bediente überlieferte Genres. Aber in ihrer spezifischen Mischung von wissenschaftlichem Interesse, eigener Erfahrung, tradiertem Kulturgut und Fiktion dienten die »Amores« nicht nur der Erweiterung und Neuordnung bisherigen Wissens, sondern zugleich dem Aufbau einer performativen Konstruktion mit Namen Germania. »Das Faszinierende der Gesamtkonzeption der ›Amores«, so Krebs 2005, 211, ist »die Darstellung der patria anhand von Liebeserfahrungen«.

Die patria, die Celtis hier vorstellt, ist eine Fiktion. Sein Deutschland ist ein Gebilde, das es bisher nicht gab. Ihm liegt eine ungefähre Vorstellung von einer ethnischen Gemeinsamkeit deutscher Stämme und einer gemeinsamen deutschen Sprache zugrunde, ohne dass Celtis die Möglichkeit hätte, deren Grenzen genau zu bestimmen. So rechnet er z.B. die Schweiz (die sich gerade endgültig vom Reich getrennt hatte) zu Deutschland und überschreitet dabei ohne Probleme die Rheingrenze nach Süden, obwohl ihm der Rhein sonst als Grenze wichtig ist (Am. 3.13). Denn auf die vier Gewässer, die sein Deutschland begrenzen, legt er auffällig viel Wert: sie geben dem imaginären Territorium eine in der Vorstellung fassbare Gestalt. Zum ersten Mal in der deutschen Literatur wird hier der Rhein als Fluss, und als Grenzfluss zu Frankreich, beschrieben (Kühlmann 1997, 1009 zu Am. 3.13). Auch die Weichsel erscheint als Grenzfluss, und dort, an der Ostgrenze, wird gekämpft. Der Deutsche Orden, in symbolträchtigem hellem Gewand (Am. 1.15,38), erscheint als zivilisatorisches Bollwerk gegen die barbarischen Skythen; die Niederlage des Ordens durch den polnischen König, in der historischen Schlacht bei Tannenberg 1410, wird vom fiktiven Autor persönlich als nationale Scham empfunden (v. 53): ein drei Generationen zurückliegendes Kriegsereignis, aber der Sprecher erklärt sich davon betroffen in seiner moralischen Identität, in seinem Deutschsein.

Es ist kein offener, es ist ein umgrenzter imaginärer Raum des nationalen Wir, den Celtis hier benennt, und seine Grenzen sind emotional besetzt. Der fiktive Autor ist als Person beteiligt, schreitet in seiner Lebensreise die Grenzen Deutschlands ab und benennt, was draußen und was drinnen ist.²⁹

²⁸ Celtis' poetische Reisen führen ihn ins bisher Unbetretene eines Bergwerkes und bis ans Ende der Welt, die Insel Thule (Am. 1.6 und 4.24).

Draußen, jenseits der Grenzen, leben die Andern; wenn sie die Grenzen verletzen, sind sie Feinde, gegen die die Grenzen verteidigt werden müssen. Das ist nicht nur eine praktisch-politische Frage, sondern auch eine moralische: die Nation als »exkludierende Kollektividentität«.

Drinnens ist dieser Raum erfüllt von Städten und Landschaften, von Menschen, die der Autor mit Wohlwollen sieht, weil sie Deutsche sind; von Männern, mit denen er befreundet ist, und von den vier Frauen, die er begehrt. Darüber hinaus ist dieser Raum von Geschichte geprägt, von antiker Geschichte, deren Spuren am Rhein, in Koblenz, zu besichtigen sind, oder in Würzburg, wo der Autor der Stadt eine griechische Vergangenheit erfindet und das Maintal als locus amoenus beschreibt: bis in den Ursprung der Kultur reicht diese deutsche Stadt zurück. Aber auch von deutscher Geschichte gibt es Rühmenswertes zu sagen. Gutenberg und seine Kunst in Mainz wird gepriesen: der war ein Deutscher, kein Italiener oder Grieche. Oder Karl der Große in Aachen, der die Gallier »unserem Reich« (Am. 3.13,52) unterwarf. Oder die Germanen, deren Tugenden eine lange Elegie (Am 2.9) gewidmet ist. Dort hebt Celtis anlässlich des ummoralischen Lebenswandels der schönen Elsula zu einer umfassenden Zeitkritik an und stellt der verdorbenen Gegenwart die Einfachheit und sexuelle Reinheit der deutschen Vorfahren gegenüber. Das Tacitus-Schema - ursprüngliche Natur vs. verderbte Zivilisation, tugendhafte Reinheit vs. sexuelle Unmoral - trat damit seinen Zug durch die deutsche Kulturgeschichte an³⁰ und konnte von nun an immer wieder Zeit- und Moderne-Kritik in sich aufnehmen, bündeln, zuspitzen und tradieren.31 Celtis hat auch durch seine Edition der »Germania« 1500 zu dieser Erfolgsgeschichte beigetragen.

Und er hat die Germanen in dieser Elegie mit durchaus nationalistischen Konnotationen bedacht. Sie seien militärisch zu rühmen, denn sie befreiten sich vom schändlichen Joch Latiums, und auch bei der Beschreibung ihrer erotischen Tugenden greift Celtis zur Metaphorik von der Abwehr nationaler Feinde. Die Germanen nämlich waren noch frei vom sexuellen Laster des Analverkehrs, dieser »Seuche«, die im Text mit drastischen Bildern gegeißelt wird und von der der Sprecher fürchtet, dass sie, von Italien kommend, sich auch »bei uns einschleicht« (Am. 2.9,57ff.). Das Bild beschwört eine Bedrohung des reinen Kollektiv-Körpers der Nation durch schmutzige Eindringlinge von außen. ³² Die Passage passt in den Geschichtsentwurf dieser Elegie, die insgesamt die alten germanischen Tugenden als Gegensatz zu den Lastern entwirft, die gegenwärtig aus Italien nach Deutschland importiert werden. ³³

²⁹ Zur Ich-Zentrierung der Raumerfahrung in den »Amores« Robert 2003, 398f.

³⁰ Zur Wiederentdeckung der »Germania« und der »Annales« im Humanismus und zu ihrer verwickelten weiteren Rezeptionsgeschichte gibt es einen eigenen Forschungszweig; zusammenfassend Mertens 2004 und Krebs 2005.

^{31 »}Nationalismus und Modernekritik« – das wichtige Thema kann hier nur benannt werden. In der Sekundärliteratur wird es oft als topisch abgetan; es käme m.E. aber gerade darauf an, zu untersuchen, wie die überlieferten Zeitkritiks-topoi aktualisiert wurden und der Rückgriff auf eine germanische Vergangenheit den Autoren Denkfiguren in die Hand gab, sozialen und kulturellen Wandel diskursfähig zu machen. Das Thema wird unten bei Hutten noch einmal auftauchen.

³² Die Reinheitsmetapher ausdrücklich in v. 85.

Und sie bestätigt damit das Bildfeld, mit dem Celtis Deutschland und das Deutsche mehrfach beschrieben hat: als verletzbaren Körper mit Grenzen, die von Fremdem bedroht werden und zu verteidigen sind.³⁴

Das Deutschland des Conrad Celtis ist ein körperliches Gebilde, ein weiter, aber begrenzter Raum. Es ist ein Raum, den das dichterische Subjekt sich als seinen Handlungs- und Erfahrungsbereich imaginiert, »eine Größe des Bewusstseins, deren perspektivischer Organisator der darstellende Dichter ist« (Worstbrock 1995, 32), – ein Raum, der der individuellen »Besonderheit« angemessen ist, auf die Celtis so viel Wert legt und die hier in der kollektiven Besonderheit seines Deutsch-Seins aufgeht, – ein Raum schließlich, den er mit den anderen Deutschen bewohnt, weil er diesem kollektiven Wir der Deutschen als Territorium gehört.³⁵

In dieses Denk- und Gefühlsbild ist eine Fülle geographischer, sozialer und geschichtlicher Realien eingegangen sowie viele lebensgeschichtlich verankerte Handlungen und Erfahrungen des Konrad Celtis. Dennoch bleibt es ein imaginäres Konstrukt, Produkt eines individuellen Bewusstseins, ³⁶ das sich hier auf doppelte Weise ins Große denkt: als kollektives Wir, in dem das Subjekt aufgehoben ist und in dessen moralischer Einzigartigkeit die Besonderheit des Subjekts ihre Bestätigung und Steigerung erfährt, sowie als territoriale Erstreckung, die mit ihren Schönheiten und ihrer historischen Tiefe dem Subjekt eine angemessene Heimat und ein Bewusstsein seiner unverwechselbaren Identität gibt: »Celtis, der Deutsche« »im deutschen Land«. Was wir hier sehen, ist die imaginäre Geburt der deutschen Nation« aus dem Doppel-Bedürfnis eines Subjekts nach Größe wie nach Integration unter den Bedingungen historischer Veränderungsprozesse.

* * 1

Nach dem bisher Gesagten dürfte einleuchten, dass es sich bei dem nationalen Diskurs des Conrad Celtis nicht um einen bloßen »Kulturpatriotismus« handelte,³⁷ der im Feld der Literatur und der Bildung verbleibt, Konkurrenzstreitigkeiten nur intellektuell austrägt und Feinde allenfalls unter Gelehrten kennt. Die nationale Konzepti-

³³ So auch Krebs, der nach sorgfältiger Abwägung betont, dass Celtis' Germanenbild hier mehr sei als eine genus-bedingte Verklärung der Vergangenheit (so Müller 2001), nämlich ein »nationalisierter Zeitaltervergleich« (Krebs 2005, 213).

³⁴ Vgl. Am. 2.9;85: »Rarus erat morbus peregrinaque semina nulla – es gab damals keine ansteckenden Keime aus der Fremde« (Kühlmann 1997, 211). Celtis kennt auch die Bedrohung der Nation von innen, durch Zwietracht (der Fürsten) (z.B. Od. 2,8); sie spielt bei späteren Autoren eine größere Rolle als bei ihm.

³⁵ Zur neuen Bedeutung des Raumes bei Celtis: Worstbrock 1995 und Wiener 2002b. Den Zusammenhang der Nationalisierung Europas mit den Territorialisierungsprozessen der frühen Neuzeit zu beschreiben, wäre ein eigenes Thema.

³⁶ Dazu noch einmal Worstbrock 1995, 32: »Patria [in Celtis' »Amores«] ist die in der Erinnerung kohärente Fülle ihres geschichtlichen Lebens, eine Größe des Bewusstseins, deren perspektivischer Organisator der darstellende Dichter ist«.

³⁷ Dies der vielfach bis in die 90er Jahre für den literarischen Nationalismus vor der Französischen Revolution, auch für den der Humanisten, verwendete Begriff. Entschiedene Kritik daran bei Hirschi 2005, 43.

on, die Celtis in seinen Schriften vortrug, erstreckte sich auf alle Lebensgebiete, und sie schloss politische Machtkämpfe und kriegerische Auseinandersetzungen ein. Und sie zielte nicht nur auf Beheimatung, sondern auch auf Dominanz. Die »Amores«Passagen über das Interesse des Subjekts an der nationalen Verteidigung der Ostgrenzen in der fernen Tannenbergschlacht zeigen, dass es hier durchaus um Machtphantasien ging, und damit um das, was mit Recht Nationalismus genannt wird.

Dem entspricht, dass Konrad Celtis auch im realen Leben die Nähe zur politischen Macht gepflegt hat. Er hat einiges dazu getan, dass er 1487 von Friedrich III. zum Dichter gekrönt wurde, 1497 von Maximilian I. den Lehrstuhl für Poetik und Rhetorik in Wien erhielt und 1501 dort zum Leiter des »Collegium Poetarum und Mathematicorum« berufen wurde. Er revanchierte sich mit Huldigungsgedichten und rief bereitwillig zum Kampf gegen die Türken auf, – mit einer aus dem nationalen Zugehörigkeitsdiskurs stammenden Argument: nicht etwa zum Schutz des bedrohten Glaubens soll Maximilian gegen den türkischen »Tyrannen« ins Feld ziehen, sondern zum Schutz »unserer geheiligten Herde und Wohnstätten« (Od. 1.1,55; Kühlmann 1997, 17).

Das alles war auch in seinen Inhalten und seiner Struktur noch sehr weit entfernt vom ausgearbeiteten Nationalismus des 19. Jahrhunderts – ganz abgesehen von der Beschränkung auf den kleinen elitären Verbreitungskreis der Humanistenzirkel. Bei Celtis gab es keine politische Forderung, »die Grenzen der Nation und die Grenzen des Staates sollten zur Deckung gebracht werden«, wie sie der spätere Nationalismus erhob (Münkler/Grünberger/Mayer 1998, 16). Und es gab keine durchgehende nationalistische Aggressivität, wie sie der wenig ältere Wimpfeling in seiner elsässischen Grenzlage um 1500 entwickelte oder wie sie der eine Generation jüngere Ulrich von Hutten um 1520 ins Extrem trieb (zu ihm gleich mehr). Aber ganz gewiss war das alles kein »Kulturpatriotismus«. Diese 18.-Jahrhundert-Vorstellung vom Eigenreich des Ästhetischen greift hier nicht.

Die Nähe zur politischen Macht heißt aber anderseits nicht, dass es sich bei Celtis' Vorstellungen von einer deutschen Nation primär um Propaganda im Dienste des habsburgischen Kaisers gehandelt habe. Historiker haben das oft so gesehen und die humanistische Nation unter »Reichspatriotismus« verbucht.³⁸ Aber zumindest Celtis' Deutschland deckt sich weder geographisch noch politisch mit dem Reich.³⁹ Seine »patria« ist ein eigenständiges Diskursphänomen, dessen Faszinationskraft wohl auch darin lag, dass es gegenüber der sozialen Unförmigkeit und politischen Zerrissenheit des Reiches eine *kulturelle* Einheit und Geschlossenheit beschwor – und doch

³⁸ Von literaturhistorischer Seite auch Kühlmann 2001; hingegen betonte Schäfer 2000, 255, für Celtis, dass dessen Deutschlandbild bereits fertig und seine Hauptwerke »weitgehend ausgeführt« waren, ehe er sich nach 1500 »in die neue Rolle des frühabsolutistischen Panegyrikers sowohl des deutschen Königs und Kaisers wie des werdenden Österreichs der Habsburger hinein« fand. – Zu früheren, mittelalterlichen Verbindungen zwischen »Nation« und »Reich« Moraw 1997.

³⁹ So auch Worstbrock 1995, 31 über die »Amores«: »Kein Blick fällt auf Territorien und Fürsten, auch das Reich wird nicht als politische Einheit beschworen«, und Müller 2001, 388, für die »Germania generalis«: »Nichtvereinbarkeit ... mit den politischen Verhältnissen der Zeit«.

nicht im luftleeren Raum angesiedelt war, sondern sich partiell mit Interessen des Reichsoberhauptes verbünden konnte. Diese Doppelheit machte es geeignet für die Maximilianische Politik, die in ihrer Propaganda auch sonst nationalistische Argumentationsschemata benutzte.⁴⁰ Doch blieben dies partielle, wenn auch wichtige Überschneidungen.

Es ist ein Merkmal des diskursiven Nationalismus vor der Gründung des deutschen Nationalstaates, dass er immer wieder Allianzen mit politischen Mächten einging, ohne mit ihnen zur Deckung zu kommen. So verband er sich im weiteren 16. Jahrhundert mit dem Protestantismus oder im 17. mit einzelnen Landesherrschaften. Der nationale Diskurs ist kein bloßes Textphänomen, sondern ein kulturelles Deutungsschema, das die Wirklichkeit ordnet und damit auf Praxis gerichtet ist und sich an Machtstrukturen anschließt; zugleich aber umfasst er als eigenständiges diskursives Konzept mehr und anderes als die bereits vorhandenen sozialen und politischen Praktiken.

›Subjekt‹ und ›Nation‹ bei Ulrich von Hutten

Es wäre jetzt nötig zu untersuchen, ob die bei Celtis erkennbare Verbindung zwischen einer in sich widersprüchlichen Struktur des poetischen Subjekts und dem Entwurf einer umfassenden nationalen Heimat für dieses Subjekt auch bei anderen humanistischen Autoren um 1500 in ähnlicher oder abgewandelter Form statthatte; nationale Texte von Rudolf Agricola, Jakob Wimpfeling oder Heinrich Bebel würden sich dafür anbieten. Ünd es wäre zu fragen, welche Subjektbilder und welche Gemeinschaftsvorstellungen diejenigen humanistischen Autoren ausbildeten, die sich nicht an der Ausarbeitung nationaler Konzeptionen beteiligt haben, am prominentesten unter ihnen wäre Erasmus von Rotterdam zu nennen. – Ich kann hier das zweite gar nicht und werde das erste nur noch für Ulrich von Hutten unternehmen. Dabei wird sich zeigen, wie bei Hutten die Konstruktionen des widersprüchlichen Subjekts und der nationalen Gemeinschaft weiterentwickelt wurden, der Nationalismus schärfere und aggressivere Konturen bekam und auch der öffentliche Raum, in dem er dargestellt und wahrgenommen wurde, sich verändert hatte.

Konrad Celtis hatte sein nationales Projekt als Lebensaufgabe begriffen; bei Hutten hingegen konzentrierten sich die nationalen Schriften auf die Jahre von 1518 bis 1521. Er schaltete sich mit ihnen in die Auseinandersetzung um die beginnende Reformation Martin Luthers ein, galt kurzfristig als entschiedener Parteigänger des Reformators, verfolgte aber mit seinen nationalen Schriften, zuerst auf Lateinisch, dann auf Deutsch, eigene Interessen und Ziele. Er griff die weit verbreitete Unzufriedenheit auf, die diesseits der Alpen über den moralischen Zustand der Kirche und

⁴⁰ Vgl. hierzu Schröcker 1970. Die Nationalisierung der Politik begann in Italien bereits im 14. Jahrhundert: »Begriffe und Formeln des Nationendiskurses wurden zu propagandistischen Instrumenten bei der Modernisierung der Bevölkerung und der Plausibilisierung politischen Handelns.« Münkler/Grünberger/Mayer 1998, 120.

über die finanzielle Belastung »der Deutschen« durch den »römischen« Klerus herrschte und entwickelte aus eigenen negativen Erfahrungen in Rom und aus dem Jahrzehnte alten Argumentationsmaterial deutscher Führungsschichten über päpstliche Zumutungen⁴¹ ein eigenes, aggressives Deutschlandbild, das er in rhetorisch sehr wirkungsvoll verfassten Flugschriften mit großen Erfolg verbreitete. Er verschärfte damit eine von Sebastian Brant, Jakob Wimpfeling und anderen bereits angeheizte nationale Stimmung unter deutschen Humanisten und verschaffte nationalen Vorstellungen eine bis dahin unbekannte Breitenwirkung. Er trug Entscheidendes dazu bei, die Verbindung von Protestantismus und Nationalismus im kulturellen Bewusstsein der lutherischen Anhängerschaft zu verankern⁴² und bereicherte das nationalistische Vokabular der Deutschen um weithin wirkende topoi, Bilder und Mythen.

In seinen Schriften inszenierte er sich als ein starkes Subjekt mit einem imponierenden Maß an Selbstsicherheit, Mut, Streitlust und Aggressionsbereitschaft. In seinem 1521 geschriebenen »Neuen Lied«,⁴³ einem Rechenschaftsbericht über seine nunmehr beendeten Hoffnungen auf die deutsche »Nation«, spricht ein Ich, das wie kein anderes in dieser Epoche sich als eigenständig Handelnder gibt, nicht auf die Zustimmung anderer angewiesen ist, keine Bestätigung durch eine Instanz oder Überlieferung braucht, sondern sich auf das eigene »herz« (7,3), auf »warheit« (2,3) und »recht« (3,2) beruft und aus seinem »guten gwissen« (5,1) die Selbstermächtigung bezieht, eine riskante kriegerische Auseinandersetzung mit seinen Feinden anzufangen.

Das Gedicht beginnt mit »Ich habs gewagt«,44 Huttens berühmt gewordenem Motto, das der Autor wie ein modernes Markenzeichen in seinen Schriften verwendet hat, das auf einem zeitgenössischen Holzschnitt unter einem der Hutten-Bildnisse prangt und das im »Neuen Lied« den Tenor unbedingter Selbstständigkeit einläutet. Zugleich schlägt es einen Bogen zu den zurückliegenden Kampfschriften. Auch der folgende Text ist voller Anspielungen auf die früheren literarischen und politischen Auseinandersetzungen seines Autors; die Sparsamkeit, mit der bei Celtis biographische Momente in das poetische Programm aufgenommen wurden, ist hier einer postulierten Identität von Biographie und dichterischem Sprechen gewichen. Das »Neue Lied« konstruiert sein autonomes Individuum als Einheit von poetischem Sprechen und realem Leben, ein »frühes Zeugnis neuzeitlicher, bindungslos sich selbst überschätzender und überfordernder menschlicher Existenz« (Ukena 1982, 51).

Doch dann wartet der Text mit eben der Widersprüchlichkeit auf, die bereits bei Celtis zu beobachten war, die aber hier nach beiden Seiten hin weiter ausagiert wird. Huttens sich autonom setzendes Autorsubjekt beendet seine Hoffnung auf einen neuen Lebensabschnitt mit dem Eingeständnis umfassender Heteronomie. Für die

⁴¹ Die »Gravamina nationis germanicae«, die Beschwerden der deutschen Stände gegen den römischen Stuhl, zuerst 1456, spielten in der Reformationszeit und für die antirömische Stoßrichtung des frühen deutschen Nationalismus eine zentrale Rolle: Schmidt 1998.

⁴² Zum protestantischen Nationalismus im Schmalkaldischen Krieg Schmidt 2000 und Herrmann 2007.

^{43 »}Ain new lied herr Vlrichs von Hutten« (Hutten I, 245-246).

^{44 »}Ich habs gewagt mit sinnen / vnd trag des noch kain rew ...« (ebd. v. 1,1f.).

lebensgefährlichen Kämpfe, die es nunmehr erwartet, sucht es sich neue Bundesgenossen, denn dafür benötigt es die tatkräftige Hilfe anderer: »Auff landßknecht gut / Vnd reutters mut / Last Hutten nit verderben!« (Hutten I, 246, 8-10). Ohne eine ihn unterstützende Gemeinschaft Gleichgesinnter würde der eingangs so selbstgewisse Sprecher untergehen. Das Subjekt hat seine Eigenständigkeit zugunsten der Integration in eine schützende Gemeinschaft aufgegeben. Das ist eine Entwicklung, die bei Celtis ebenso wenig denkbar wäre wie das Autonomiepostulat, mit dem der Text begann.

Die gleiche Figur exzessiven Pendelns zwischen individualitätsbewusster Selbstsicherheit und hilfeheischender Integration dominiert Huttens vorangegangene nationale Schriften. In »Klag und Ermanung«45 von 1520 trägt diese Figur den Argumentationsgang der gesamten Schrift. Die ist ein leidenschaftlicher Aufruf an die »teutsche Nation«, endlich mit Hutten zusammen der Ausbeutung Deutschlands durch die »römische« Kirche und dem von Italien aus nach Deutschland eindringenden moralischen Verfall ein Ende zu bereiten. Die Redefigur läuft hier in entgegengesetzter Richtung: das Autorsubjekt beginnt in deprimierender Abhängigkeit und spricht sich über 1578 Verszeilen von Heteronomie zu Autonomie durch, zu einer Autonomie allerdings, die es in der Form eines umfassenden nationalen »Wir« erreicht. Am Anfang steht die Artikulation drückender Ohnmachtserfahrungen (Hutten beklagt das Rede- und Handlungsverbot des über ihn verhängten päpstlichen Banns); es folgen vielfach variierte Anklagen gegen die Übermacht der heimtückischen Kirchenleute und räuberischen »Welschen«, sich steigernde Appelle an die Deutschen, sich zu wehren und mit Hutten gegen die Feinde zu kämpfen;⁴⁶ und es endet mit der Vision eines durchaus gewaltsamen Kriegszuges, in dem die Deutschen sich endlich zusammenfinden für die Freiheit von Rom (v. 1554ff.), ein machtvolles nationale »Wir«, in dem das Ich voll integriert seinen Ort hat und die nunmehr von ihm beanspruchte Macht über alle Feinde erreicht.

Doch das Gedicht ist mit der Beschwörung der siegreichen nationalen Gemeinschaft nicht zu Ende. Kurz vor Schluss dieses gekonnt gemachten Ich-Entwicklungsromans taucht das Autor-Subjekt inmitten des kämpfenden »Wir« erneut auf und sieht sich an der Spitze des nationalen Befreiungskampfes:

Wir straffen die seind wider gott
[...]
Die lugen wœln wir tilgen ab,
vff das ein lyecht die warheit hab
die was verfinstert vnd verdempfft
Gott geb jm heyl der bey mir kempfft. (v. 1561 ff).

^{45 »}Clag vnd vormanung gegen dem übermæssigen vnchristlichen gewalt des Babsts zû Rom [...] dem vatterland Teütscher Nation zû nutz vnd gût [...]« (Hutten II, 35-81).

^{46 »}Erbarmt eüch übers vatterlandt / ir werden Teütschen regt die handt. / Yetzt ist die zeit, zuheben an / umb freyheit kryegen, gott wills han. / Hår zu wer mannes hertzen hatt« (ebd. v. 937-941).

Eine nationale Führerfigur spricht ihren Gefolgsmannen huldvoll Gottes Segen zu. Im »Wir« kommt auf einmal das herrscherliche »Ich« zum Vorschein.

In einem solchen Text ist aus Celtis' umsichtiger Inszenierung individueller Besonderheit des Subjekts nunmehr bei Hutten ein entschiedenes Autonomiepostulat geworden, und aus dem weitgehend unproblematischen Integrationskonzept dort eine immer wieder umschlagende Dialektik von Gemeinschaft und Subjekt hier. Das nationale »Wir«, die herbei-imaginierte Einheit der kämpferischen deutschen Nation, integriert und inthronisiert zugleich das individuelle kämpfende Subjekt: ein beachtliches rhetorisches Kunststück. Die Integration des Subjekts in die Gemeinschaft und seine Resurrektion als Einzelner fallen zusammen. Hutten offerierte damit 1520 eine Denkfigur, die in unterschiedlichen Varianten in der späteren Geschichte des Nationalismus Karriere machen sollte (Herrmann 2006). Soweit ich sehe, war er der erste, der sie in solcher Entschiedenheit ausgearbeitet hat.

Es passt zu diesem Befund, dass Hutten dem bei Tacitus erwähnten Cheruskerfürsten Arminius ein umfangreiches literarisches Denkmal als dem ersten deutschen Freiheitshelden gesetzt hat: die ›Nation‹ bekam eine mythische Führerfigur. Und anders als noch bei Celtis trat bei Hutten Deutschland selbst als (kollektives) Subjekt auf. In seinen Texten ist die »Nation« nicht primär das Territorium, sondern das Volk, »die Deutschen«. Ihre Eigenarten, ihre Tugenden und ihre Geschichte hat er in einem großen Dialog, weit über Celtis' Ode hinaus, gepriesen und in eine ausgreifende zeitkritische Geschichtskonzeption gestellt, nach der die ursprüngliche nationale Identität der Deutschen durch artfremde Einflüsse von außen bedroht sei. ⁴⁷ Nun ruft er sie auf, sich gegen die Feinde und das Fremde zu wehren und als kollektives Wir zum Subjekt des eigenen Schicksals zu werden. In den Jahren des kulturellen Umbruchs um 1520, den er betont als Zeitenwende interpretierte, imaginierte Hutten die »Nation« als Inbegriff machtvoller geschichtlicher Handlungsfähigkeit. Eine grandiose Subjektphantasie in der Gestalt einer nationalen Gemeinschaftsvision.

Zur Subjektivierung der »Nation« gehörte, dass Hutten die Aggressivität nationaler Texte, die die Elsässer Humanisten um Wimpfeling in ihrem Kampf um »Deutschlands« Westgrenze herausgebildet hatten, noch ein beträchtliches Maß steigerte; zu ihr gehörte auch, dass bei ihm »Männlichkeit« als Merkmal des streitbaren nationalen Subjekts eine beachtliche Rolle spielte: immer wieder appellierte er in seinen Texten an die »mannheit« (v. 1158) seiner Deutschen und diffamierte die Welschen als »weibisch volk, ein weyche schar« (v. 1174). Beides waren Momente, die in späteren nationalistischen Texten durch die Jahrhunderte hindurch weiter ausgebaut wurden.

Das alles war kein Selbstlauf des nationalen Diskurses; Diskurse schreiben sich nicht selbsttätig fort. Um die Entwicklung zu verstehen, muss auch hier die Perspek-

^{47 »}Inspicientes«, dt. »... die Anschawenden«, Hutten I, 154-185. Hier haben die Deutschen eine eigene nationale Charakterprägung, eigene wertvolle Moralvorstellungen, eine eigene ruhmvolle deutsche Geschichte und eine eigene welthistorische Mission. »Artfremde Einflüsse«: die Ethnisierung des Nationalismus ist bei Hutten erkennbar fortgeschritten. Ausgangspunkt dieses Prozesses waren aus der Antike überlieferte, ubiquitär benutzte Völkerstereotypien (Florack 2007). Sie wurden im Nationaldiskurs durch dessen emphatisches Identitätsverlangen zum Konzept einer ethnischen Volksnatur ausgearbeitet.

tive über die Textebene hinaus erweitert werden. Bei Hutten bietet sich dafür der Blick auf die biographisch-soziale Situation des Autors an. 48 Sie war doppelt prekär. Zum einen war Ulrich von Hutten Mitglied der »Reichsritterschaft«, eines traditionsreichen Standes, der zu dieser Zeit zwischen aufstrebenden Städten und mächtiger werdenden Territorialherren seine angestammte Funktion verlor. Nicht umsonst hat der Autor in den »Inspicientes« seine Vision einer intakten und mächtigen »teutschen Nation« um den gesunden Kern einer idealisierten Ritterschaft herum gruppiert, die sich im Abwehrkampf gegen den Einbruch fremder Sitten durch Kaufleute und Städte befindet (Hutten I, 171). Offensichtlich hat die individuelle, familiengeschichtliche Erfahrung der sozialen Veränderungen der Frühen Neuzeit seine Weltsicht geprägt. Zum anderen hatte Hutten, anders als die meisten seiner humanistischen Schriftstellerkollegen, »weder ein geistliches Amt noch einen stadtbürgerlichen Beruf« (Hardtwig 1994, 23) und keine akademische Stelle; auch beruflich war er ohne gesicherten sozialen Ort.

Beides dürfte ein Motor gewesen sein für die Unbedingtheit, mit der er die vorhandene nationale Topik aufgriff und in die labilen Extreme von Ohnmachtsklage, Subjektüberhöhung und nationaler Machtphantasie trieb. Individuelles Temperament, Sprachbegabung, rhetorische Könnerschaft und ein Instinkt für Publikumsstimmungen und Machtkonstellationen trugen dann das Ihre zu seinem schriftstellerischen Erfolg bei.

Seine Schriften wurden breit rezipiert (Kreutz 1984). Ihre Verbindung von antipäpstlichen Reformforderungen und nationaler Überhöhung sicherten ihnen ein großes Echo. Selbst ein gemäßigter protestantischer Schriftsteller wie Eberlin von Günzburg geriet zeitweise in den Sog von Huttens Nationalismus und nutzte dessen Vokabular für sein religiös orientiertes lutherisches Reformprogramm. Hutten kam zum richtigen Zeitpunkt, als er zwischen 1518 und 1520 mit seinen Aufrufen an die »Teutsche Nation« eingriff in die krisenhafte Zuspitzung der konfessionellen und politischen Auseinandersetzungen zwischen dem Augsburger und dem Wormser Reichstag. Kurzfristig fürchtete offenbar selbst der Kaiser, dass dieser Literat mit seinen nationalen Schriften ihm gefährlich werden könne.

* * *

Huttens schriftstellerischer Erfolg beruhte aber nicht nur auf den politischen Implikationen seiner Schriften und der Vehemenz seiner rhetorischen Energie, sondern auch auf der Art, wie er die neuen Entwicklungen auf dem Markt der Druck-Erzeugnisse für sich zu nutzen verstand. Die Jahre nach 1515 sind das Jahrzehnt der »Medienrevolution« in Deutschland (Untertitel von Burkhardt 2002). Damals entstanden die »Flugschriften«, handliche, rasch herzustellende, nicht gebundene und preiswerte Druckwerke, die sich in kürzester Zeit zu einem Kommunikationsmittel von ungeahnter

⁴⁸ Für Celtis hat Schäfer 2000, 254 die biographische Situation des »sozialen Aufsteigers« mit seinem Drängen auf »die geistige Gemeinschaft der Humanisten« in Verbindung gebracht, ohne diesen Gedanken weiter zu verfolgen.

⁴⁹ Vor allem im »1. Bundesgenossen« seiner Schrift »Die 15 Bundesgenossen« von 1521 (Eberlin von Günzburg 1896, 1ff.).

Verbreitung und Wirksamkeit entwickelten. Die durchschnittliche Auflage einer Flugschrift um 1520 wird auf 1000 Exemplare geschätzt (Schwitalla 1999, 30ff.), eine gestufte Rezeption durch Weitergabe und Vorlesen sorgte für einen weit größeren Radius (Wilke 2000, 25 ff.).

Ulrich von Hutten hatte bereits 1516 eine erste, recht effektive deutsche Flugschrift veröffentlicht und beteiligte sich in den Folgejahren mit insgesamt 31 Schriften und einer Reihe gestalterischer Innovationen maßgeblich am rasanten Aufstieg des neuen Mediums. Auch seine nationalistischen Texte erschienen in dieser publizistischen Gestalt und verbreiterten die Bekanntschaft mit nationalen Deutungsmustern in einem bisher unbekannten Ausmaß. Sie nutzten damit die historisch neue Form der Öffentlichkeit; die sich in den Auseinandersetzungen dieses Jahrzehnts unter wesentlicher Beteiligung der Flugschriften herausbildete und die sich von der humanistischen Öffentlichkeit des Konrad Celtis schon dadurch unterschied, dass sie aus der sozialen Beschränkung des abgeschlossenen Standes ausbrach und sich an »jederman« richtete – dem Medium wie dem eigenen Anspruch nach. »Ich wolt gern (dærft ich) führen clag, / eim yederman die wohrheit sag«, beginnt »Klag und Vermanung«, mit einem Appell an die allen zugängliche öffentliche Meinung (Hutten II, 37). Und mit dem gleichen Argument rechtfertigte der Autor, warum er auf deutsch schrieb: er wolle, was er zu sagen habe, »einem jeden ... bekannt« machen:

Latein ich vor geschriben hab, das was eim yeden nit bekandt. Yetzt schrey ich an das vatterland teütsch nation in irer Sprach, zå bringen dißen dingen rach. (v. 262-266)

Wichtige Merkmale dieser oft zitierten Passage – die volkssprachliche Textform, das intendierte Publikum, das drucktechnische Medium und das imaginierte Kollektivsubjekt »teutsch Nation« – waren Bestandteil der neu sich herausbildenden, quer zur ständischen Gesellschaft liegenden Form von Öffentlichkeit, ⁵⁰ der »druckgestützten« oder »reformatorischen« Öffentlichkeit, wie (wiederum) Johannes Burkhardt sie genannt hat (Burkhardt 2002, 73 ff.). Auf allen vier Ebenen, der sprachlichen, der sozialen, der medientechnischen und der imaginären, begannen zu Beginn des 16. Jahrhunderts historisch neue Formen kommunikativer Vergesellschaftung der Individuen zu entstehen. Huttens Ausarbeitung der »Nation« war Teil dieser Entwicklung. Wie viele Schriftsteller in den Jahrhunderten nach ihm nutzte er die neue Kommunkationstechnik *und* den nationalen Diskurs, um sich ein eigenes, »deutsches«, Publikum zu erschreiben. Dessen einzelne Mitglieder erreichte er in ihrer geographischen Zerstreuung als Leser über den literarischen Markt. ⁵¹ Indem er sie als Deutsche ansprach, bot er ihnen ständeübergreifend ein Bewusstsein von Zusammengehörigkeit an. Die

⁵⁰ Ritter, Adlige und Stadtbürger forderte Hutten auf, ihm zu folgen (nur die Bauern blieben draußen) (Hutten II, 81, v. 1571–1573).

⁵¹ Der buchhändlerische Erfolg von Huttens Schriften war groß; für die Jahre 1518–1522 sind insgesamt 103 Drucke und Nachdrucke überliefert (Kreuz 1984, 318); im Einzelnen, v.a. für die regionale Streuung: Benzing 1956.

neuen Druckmedien, die neue Öffentlichkeit des »jederman« und die ›Nation« gehören zusammen in die Entwicklung neuzeitlicher Vergesellschaftungsformen.⁵²

Das Subjekt der Nation

In Ulrich von Huttens Schriften trat die Nation erstmals als aggressives Projekt kollektiver Identität und als machtvoll handelndes historisches Subjekt auf. Durch ihn wurde der Nationalismus für einen historischen Augenblick zum beherrschenden Diskurs der damaligen Öffentlichkeit, mit dem wichtige konfessionelle und politische Konflikte der Zeit (und auch die privaten des Autors) als nationale Auseinandersetzungen interpretiert werden konnten. Nur Gott fungierte hier noch als eine übergeordnete Instanz, aber auch er bestätigte die Nation in ihrem Dasein und in ihren Kämpfen. Der zeitgenössische Nationalismus wurde von Hutten zu einem umfassend gemeinten Selbst- und Welt-Deutungsmuster gemacht.

Deutungsmuster und Identitätsprojekt war die 'Nationa auch bei Celtis gewesen. Aber seine 'Nationa war vor allem 'patriaa, geographischer und historischer Lebensraum der Deutschen, durchaus gefährdet durch andrängende Fremde und eindringendes Fremdes und dann auch genötigt zur Abwehr, aber kein handelndes nationales Subjekt. Trotz solcher Unterschiede hat sich gezeigt, dass bei beiden Schriftstellern ihre Vision kollektiver nationaler Identität von einer strukturgleichen widersprüchlichen Subjektkonstruktion getragen wurde: von der Repräsentation eines Subjekts, das mit erheblicher Intensität zugleich selbstständig und integriert, besonders und eingebunden, autonom und heteronom zu sein begehrte.

Es ist, wie gezeigt, keine neue Erkenntnis, dass im Renaissance-Humanismus auch Deutsche die »Nationalisierung Europas« (so der Untertitel von Münkler/Grünberger/Mayer 1998) vorantrieben. Und es ist ebenfalls bekannt, dass dieser Prozess in der Reformationszeit in Deutschland einen ersten Höhepunkt erreichte, dass Ulrich von Huttens Schriften dessen Gipfel bildeten und damit spätere Entwicklungen präfigurierten. Bisher kaum beachtet wurde jedoch, in welcher Weise bei diesem Prozess ein widersprüchliches Subjektbegehren die Entstehung und die Dynamik nationaler Vorstellungen bestimmt hat. Es wird – so kann vermutet werden – als Subjektversprechen auch zu seiner Faszinationskraft beigetragen haben; nachdem sich Autonomiebegehren und Heteronomiebedürfnis so entschieden an der Produktion der nationalen Texte beteiligt zeigten, dürfte ihrer beider Rolle auch bei deren Rezeption hoch anzuschlagen sein.⁵³

Ein inzwischen weithin akzeptiertes Theorem der Nationalismusforschung lautet, dass nationalistisches Denken dort entsteht oder um sich greift, wo Menschen auf Erfahrungen sozialen Wandels reagieren müssen, weil gewachsene Ordnungen und traditionelle Bindungen in Krisen geraten und in Reaktion darauf, als Kompensation

⁵² So bereits Gellner 1883 und Anderson 1988 in Fortführung des kommunikationstheoretischen Ansatzes von Karl W. Deutsch 1966.

⁵³ Überlegungen zur schwierigen Frage der zeitgenössischen Publikums-Rezeption dieser Texte bei Reinhardt 2002.

für bisher tragende soziale oder weltanschauliche Strukturen, einzelne Intellektuelle, Gruppen oder ganze Gesellschaften eine neue Form kultureller Gemeinschaft entwerfen, die sich zu ihrer Begründung auf quasi natürliche Gemeinsamkeiten (Sprache, Abstammung, Territorium etc.) stützt: die 'Nation'.

Die Erklärungskraft dieses Kompensationstheorems für den nationalen Diskurs von Celtis und Hutten liegt auf der Hand; aber auch seine Grenzen lassen sich an den hier behandelten Texten zeigen. Beide Autoren reagierten mit ihren nationalistischen Deutungsmustern auf die Umbruchserfahrungen in ihrer Zeit:⁵⁴ aber sie reagierten nicht einfach kompensatorisch, sondern produktiv. Sie reagierten als starke Subiekte und inszenierten sich auch in ihren öffentlichen Repräsentationen als besonders, als eigenständig, ja autonom. Und sie griffen mit ihren Schriften und ihrer Lebenspraxis aktiv ein in den Krisenprozess ihrer Zeit. Sie erlitten ihn nicht nur passiv, sondern sie gestalteten ihn mit und trieben selbst, als handelnde Individuen, eben die historischen Veränderungen mit voran, deren Folgen sie in den rückwärtsgewandten, regressiven Vorstellungen ihrer nationalen Gemeinschaftskonzeption beklagten. Es wäre ein Leichtes, diese Regressionsmomente der Nation herauszustellen; das Germanenbild bei Celtis und Hutten, das Ritterbild Huttens böten dazu reichlich Material.55 Ich habe das hier unterlassen, weil es mir auf die andere, bisher vernachlässigte Seite der Nation und ihrer Entstehungsgeschichte ankommt. Damit soll deren Widersprüchlichkeit nicht unterschlagen werden, wie sie sich in der - zweifellos auch kompensatorischen - Hoffnung auf eine Restitution vergangener, bzw. in die Vergangenheit rückprojizierter, ›unverdorbener Gemeinschaftsformen zeigt.

Aber dies zu konstatieren, führt inzwischen kaum mehr zu einem besseren Verständnis des Nationalismus. Erst im Blick auf sein widersprüchliches Subjektbegehren, das noch das Aufgehen des Individuums im kollektiven Wir der Nation als Triumph einer subjektförmigen Machtphantasie konzipiert, können wir m.E. die Entstehung und Entwicklung des Nationalismus etwas besser erklären und die Faszination verstehen, die von ihm ausgeht.

⁵⁴ So auch Reinhardt 1992, der (hier) den nationalen Diskurs der deutschen (und der italienischen) Humanisten als je unterschiedliche »Kompensation« der »Modernisierungskrise« des Reiches interpretiert, dabei allerdings unbefriedigte »nationale Identifikationsbedürfnisse« (99) voraussetzt, deren Entstehung m.E. gerade zu erklären wären. - Kritik an der nicht zureichenden Erklärungskraft des Kompensationstheorems auch bei Stauber 1996, 161; aber schon Lemberg betonte in seiner imponierenden frühen Untersuchung, Nationalismus sei keine Sache integrationssüchtig-ichschwacher Persönlichkeiten, sondern ein Effekt der Selbstbehauptung von Menschen in Modernisierungssituationen (Lemberg 1964, I, 22).

⁵⁵ Für Hutten hat z.B. Barbara Könneke die regressiven Züge in seinem Germanenbild als Medium einer fortschrittsfeindlichen Gesellschaftskritik scharf kritisiert (Könneker 1988); allgemein dazu jetzt auch Hirschi 2006, der die Diskrepanz zwischen Modernisierungsleistung und Rückwärtsgewandtheit im Humanismus etwas ratlos konstatiert.

CONRADI CELTIS PROTVCII, GERMANI, POETAE LAVREATI, LIBER EPODON INCIPIT FOELICITER.

AD GERMANOS POETAS. XII

CArmina Germano iuuenes quae lusimus orbe Aequate vel superate nostra posteri. Illa mihi, patrios cupio dum visere fines, Sunt parta nostris maximis laboribus. Sed neque ego Latios me dicam aequasse poetas. 5 Aut docta quos tulit viros Hispania. Primus ego inuexi rudibus mea carmina verbis, Qui me sequentur, doctiora proferent. Ennius in tenera sic lusit carmina Roma, Lucretius cum caeteris prioribus. 10 Virgilius quorum discussit carmina cuncta A vepribus doctus rosas recolligens. Ast alij Graios imitati forte poetas, Comoedias, tragoedias reliquerant. In lyricis princeps superans sed Horatius omnes, 15 De fonte Graio cuncta vates hauserat. Inter Germanos mea sie rogo carmina durent. Vt Italis Horatius sub finibus

Des Konrad Celtis Protucius, des Deutschen und gekrönten Dichters, Buch der Epoden beginnt glücklich

12. An die deutschen Dichter

Unsere Gedichte, die wir als junge Männer im deutschen Land gesungen haben, die erreicht oder übertrefft, ihr Nachgeborenen! Ich habe sie, während ich das Vaterland zu besichtigen begehrte, unter großen Mühen geschaffen; [5] doch will ich nicht behaupten, die Dichter Latiums erreicht zu haben oder die Männer, die das gelehrte Spanien hervorgebracht hat. Als Erster habe ich meine Gedichte aus kunstlosen Worten ins Land gebracht; die mir folgen, werden gelehrtere vorlegen. So hat Ennius in dem noch jungen Rom Gedichte gesungen, ... [10] auch Lucrez und die übrigen frühen Dichter, deren Gedichte alle Vergil verdrängt hat, der geschickt von Dornsträuchern Rosen pflückte. Doch andere haben, griechischen Dichtern nacheifernd, Komödien und Tragödien hinterlassen. [15] Der Erste in der Lyrik aber, Horaz, hat, alle andern übertreffend, als Dichter alles aus griechischer Quelle geschöpft. Das begehre ich, dass bei den Deutschen meine Gedichte so von Bestand sein mögen wie die des Horaz im italischen Land.

Literatur

- Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt a.M., New York 1988 (Reihe Campus; 1018) [Engl. Original: Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism. London 1983].
- Benzing, Josef: Ulrich von Hutten und seine Drucker. Eine Bibliographie der Schriften Huttens im 16. Jahrhundert. Mit Beiträgen von Heinrich Grimm. Wiesbaden 1956.
- Bielefeld, Ulrich u. Gisela Engel (Hg.): Bilder der Nation. Kulturelle und politische Konstruktionen des Nationalen am Beginn der europäischen Moderne. Hamburg 1998.
- Burkhardt, Johannes: Das Reformationsjahrhundert. Deutsche Geschichte zwischen Medienrevolution und Institutionenbildung 1517-1617. Stuttgart 2002.
- Celtis, Konrad: Conradus Celtis Protucius Quattuor libri amorum secundum quattuor latera Germaniae. Germania generalis. Accedunt carmina aliorum ad libros amorum pertinentia, ed. Felicitas Pindter. Leipzig 1934 (Bibliotheca scriptorum medii recentisque aevorum, Saecula XV-XVI).
- Conradi Celtis Protucius Liber odarum quattuor. Liber epodum. Carmen saeculare, ed. Felicitas Pindter. Leipzig 1937 (Bibliotheca scriptorum medii recentisque aevorum, Saecula XV-XVI).
- Conradi Celtis Protucii Panegyris ad duces Bavariae. Mit Einleitung, Übersetzung und Kommentar hg. v. Joachim Gruber. Wiesbaden 2003 (Gratia. Schriften zur Renaissanceforschung; 41).
- Deutsch, Karl W.: Nationalism and Social Communication. An Inquiry Into The Foundations of Nationality, sec. ed. Cambridge, London 1966 [zuerst 1953].
- Dickerhof, Harald: Der Erzhumanist Konrad Celtis und seine Sodalen, in: Klaus Garber, Heinz Wissmann u. Winfried Siebers (Hg.): Europäische Sozietätsbewegungen und demokratische Tradition. Die europäischen Akademien der Frühen Neuzeit zwischen Frührenaissance und Spätaufklärung. Bd. II. Tübingen 1996, 1102-1123.
- Dülmen, Richard van: Die Entdeckung des Individuums 1500-1800. Frankfurt a.M. 1997.
- (Hg.): Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln, Weimar, Wien 2001.
- Eberlin von Günzburg, Johann: Die 15 Bundesgenossen (1521), in: Johann Eberlin von Günzburg: Ausgewählte Schriften Bd. I. Hg. v. Ludwig Enders. Halle a.S. 1896 (Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Flugschriften aus der Reformationszeit; XI).
- Echternkamp, Jörg u. Sven Oliver Müller (Hg.): Die Politik der Nation. Deutscher Nationalismus in Krieg und Krisen 1760-1960. München 2002 (Beiträge zur Militärgeschichte; 56).
- Ehlers, Joachim: Die deutsche Nation des Mittelalters als Gegenstand der Forschung, in: Joachim Ehlers (Hg.): Ansätze und Diskontinuität deutscher Nationsbildung im Mittelalter (Nationes; 8). Sigmaringen 1989, 11–58.
- Ernest, Gellner: Nationalismus und Moderne. Berlin 1991 [Engl. Original: Nations and Nationalism. Oxford 1983].
- Fetz, Reto Lucius, Roland Hagenbüchle u. Peter Schulz (Hg.): Geschichte und Vorgeschichte der modernen Subjektivität. Berlin, New York 1998 (European Cultures. Studies in Literature and Arts; 11).
- Florack, Ruth: Bekannte Fremde. Zu Herkunft und Funktion nationaler Stereotype in der Literatur. Tübingen 2007 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur; 114).
- Giesen, Bernhard (Hg.): Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit. Frankfurt a.M. 1991 (stw.; 940).

- Hardtwig, Wolfgang: Genossenschaft, Sekte, Verein in Deutschland. Bd. I: Vom Spätmittelalter bis zur Französischen Revolution [darin Kap. V.: Die Gesellschaft der Gebildeten und ihre Nation (197-238)]. München 1997.
- Herrmann, Hans Peter: »Mein Arm wird stark und groß mein Muth [...]«. Wandlungen des deutschen Nationalismus im 18. Jahrhundert, in: Hansjörg Bay u. Kai Merten (Hg.): Die Ordnung der Kulturen. Zur Konstruktion ethnischer, nationaler und zivilisatorischer Differenzen 1750-1850. Würzburg 2006 (Schriftenreihe der Stiftung für Romantikforschung; 29), 53-78.
- Krieg, Medien und Nation. Zum Nationalismus in Kriegsliedern des 16. und 18. Jahrhunderts, in: Wolfgang Adam, Holger Dainat u. Ute Pott (Hg.): Der Siebenjährige Krieg in den Medien. Göttingen 2007, 27-64.
- Hirschi, Caspar: Wettkampf der Nationen. Konstruktionen einer deutschen Ehrgemeinschaft an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit. Göttingen 2005.
- Vorwärts in neue Vergangenheiten. Funktionen des humanistischen Nationalismus in Deutschland, in: Maissen/Walther 2006, 362-395.
- Hutten, Ulrich von: Deutsche Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von Heinz Mettke. 2 Bde. Leipzig 1972 und 1974 [Hutten I] [Hutten II].
- Jeismann, Michael: Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918. Stuttgart 1992.
- Jureit, Ulrike (Hg.): Politische Kollektive. Die Konstruktion nationaler, rassischer und ethnischer Gemeinschaften. Münster 2001.
- Könneker, Barbara: Germanenideologie und die Anfänge deutschen Nationalbewusstseins in der Publizistik Ulrich von Huttens. Dargestellt an seinem Dialog »Inspicientes«, in: Peter Laub (Hg.): Ulrich von Hutten. Ritter, Humanist, Publizist. 1488–1523. Katalog zur Ausstellung des Landes Hessen anlässlich des 500. Geburtstages. Kassel 1988, 279-292.
- Krebs, Christopher B.: Negotiatio Germaniae. Tacitus' Germania und Enea Silvio Piccolomini, Giannantonio Campano, Conrad Celtis und Heinrich Bebel. Göttingen 2005 (Hypomnemata; Band 158).
- Kühlmann, Wilhelm: Reichspatriotismus und humanistische Dichtung, in: Ronald G. Asch, Wulf Eckart Voß u. Martin Wrede (Hg.): Frieden und Krieg in der Frühen Neuzeit. Die europäische Staatenordnung und die außereuropäische Welt. München 2001, 375-393.
- u.a. (Hg.): Humanistische Lyrik des 16. Jahrhunderts. Lateinisch und deutsch. In Zusammenarbeit mit [...] übersetzt, erläutert und hg. v. Wilhelm Kühlmann, Robert Seidel u. Hermann Wiegand. Frankfurt a. M. 1997 (Bibliothek deutscher Klassiker; 146/Bibliothek der frühen Neuzeit; 5).
- Kunze, Rolf-Ulrich: Nation und Nationalismus. Darmstadt 2005 (Kontroversen um die Geschichte).
- Kreutz, Wilhelm: Die Deutschen und Ulrich von Hutten. Rezeption von Autor und Werk seit dem 16. Jahrhundert. München 1984.
- Langewiesche, Dieter: Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa. München 2000 (Becksche Reihe; 1399).
- Lemberg, Eugen: Nationalismus. 2 Bde. 1. Psychologie und Geschichte. 2. Soziologie und politische Pädagogik. Reinbek b. Hamburg 1964 (RDE; 197–199).
- Lepsius, M. Rainer: Nation und Nationalismus in Deutschland, in: Lepsius: Interessen, Ideen und Institutionen. Opladen 1990, 232-245 [zuerst in: H.A. Winkler (Hg.): Nationalismus in der Welt von heute. Göttingen 1982, 12-27].
- Maissen, Thomas u. Gerrit Walther (Hg.): Funktionen des Humanismus. Studien zum Nutzen des Neuen in der humanistischen Kultur. Göttingen 2006.
- Manuwald, Gesine: Celtis, Epode 12 und Horaz, Epistel 1,19. Zu Celtis' Selbstverständnis als

- Dichter, in: Ulrike Auhagen, Eckardt Lefèvre u. Eckart Schäfer (Hg.): Horaz und Celtis. Tübingen 2000 (NeoLatina; 1), 267-273.
- Mertens, Dieter: Oberrheinische Humanisten im Bild. Zum Gelehrtenbildnis um 1500, in: Konrad Krimm (Hg.): Bild und Geschichte. Studien zur politischen Ikonographie. Festschrift für Hansmartin Schwarzmaier zum fünfundsechzigsten Geburtstag. Sigmaringen 1997, 221-248.
- Nation als Teilhabeverheißung: Reformation und Bauernkrieg, in: Dieter Langewiesche u. Georg Schmidt (Hg.): Föderative Nation. Deutschlandkonzepte von der Reformation bis zum Ersten Weltkrieg. München 2000, 115–134.
- Die Instrumentalisierung der »Germania« des Tacitus durch die deutschen Humanisten, in: Heinrich Beck: Zur Geschichte der Gleichung »germanisch-deutsch«. Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen. Berlin, New York 2004, 37-101.
- Der Preis der Patronage. Humanismus und Höfe, in: Maissen/Walther 2006, 125-154.
- Peter Moraw: Vom deutschen Zusammenhalt in älterer Zeit, in: Matthias Werner (Hg.): Identität und Geschichte. Weimar 1997 (Jenaer Beiträge zur Geschichte; 1), 27-60.
- Müller, Gernot Michael: Die »Germania generalis« des Conrad Celtis. Studien mit Edition, Übersetzung und Kommentar. Tübingen 2001.
- Münkler, Herfried, Hans Grünberger u. Kathrin Mayer: Nationenbildung. Die Nationalisierung Europas im Diskurs humanistischer Intellektueller. Italien und Deutschland. Berlin 1998.
- Niemeyer, Friederike: »Ich, Michel Pehn«. Zum Kunst- und Rollenverständnis des meisterlichen Berufsdichters Michel Beheim. Frankfurt a.M., Berlin, Bern, Wien 2000 (Mikrokosmus Band; 56).
- Niethammer, Lutz: Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur. Reinbek b. Hamburg 2000.
- Oexle, Otto Gerhard: Die Moderne und ihr Mittelalter. Eine folgenreiche Problemgeschichte, in: Peter Segl (Hg.): Mittelalter und Moderne. Entdeckung und Rekonstruktion der mittelalterlichen Welt. Sigmaringen 1997 (Kongressakten des 6. Symposiums des Mediävistenverbandes in Bayreuth 1995), 307–364.
- Reckwitz, Andreas: Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Weilerswist 2006.
- Subjekt, Bielefeld 2008.
- Reinhardt, Volker: Das Primat der Innerlichkeit und die Probleme des Reiches. Zum deutschen Nationalgefühl der frühen Neuzeit, in: Bernd Martin (Hg.): Deutschland in Europa. Ein historischer Rückblick. München 1992 (dtv; 11499), 88-104.
- Nation und Nationalismus in der Frühen Neuzeit. Anmerkungen und Thesen zu einer methodischen Debatte, in: Catherine Bosshart-Pfluger, Joseph Jung u. Franziska Metzger (Hg.): Nation und Nationalismus in Europa. Kulturelle Konstruktion von Identitäten. Festschrift für Urs Altermatt. Frauenfeld, Stuttgart, Wien 2002, 155–177.
- Robert, Jörg: Carmina Pieridum nulli celebrata priorum. Zur Inszenierung von Epochenwende im Werk des Conrad Celtis, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Band 124 (2002), 92-121.
- Konrad Celtis und das Projekt der deutschen Dichtung. Studien zur humanistischen Konstitution von Poetik, Philosophie, Nation und Ich. Tübingen 2003.
- Schäfer, Eckart: Deutscher Horaz. Conrad Celtis Georg Fabricius Paul Melissus Jacob Balde. Die Nachwirkung des Horaz in der neulateinischen Dichtung Deutschlands. Wiesbaden 1976.
- Nachlese zur Odenedition des Conrad Celtis, in: Ulrike Auhagen, Eckardt Lefèvre u. Eckart Schäfer (Hg.): Horaz und Celtis. Tübingen 2000 (NeoLatina; 1), 227-257.

- Schmidt, Georg: Luther und die frühe Reformation ein nationales Ereignis?, in: Bernd Moeller (Hg.): Die frühe Reformation in Deutschland als Umbruch. Wissenschaftliches Symposion des Vereins für Reformationsgeschichte 1996 (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte; 199). Gütersloh 1998, 54–75.
- Teutsche Kriege. Nationale Deutungsmuster und integrative Wertvorstellungen im frühneuzeitlichen Reich, in: Dieter Langewiesche u. Georg Schmidt (Hg.): Föderative Nation. Deutschlandkonzepte von der Reformation bis zum Ersten Weltkrieg. München 2000, 33–62.
- Schmidt, Hans-Joachim: Was ist eine Nation? Debatten auf den Konzilen des 15. Jahrhunderts, in: Catherine Bosshart-Pfluger, Joseph Jung u. Franziska Metzger (Hg.): Nation und Nationalismus in Europa. Kulturelle Konstruktion von Identitäten. Festschrift für Urs Altermatt. Frauenfeld, Stuttgart, Wien 2002, 139-154.
- Schröcker, Alfred: Die Deutsche Nation. Beobachtungen zur politischen Propaganda des ausgehenden 15. Jahrhunderts. Lübeck 1974 (Hist. Studien; Bd. 426).
- Schwitalla, Johannes: Flugschrift. Tübingen 1999 (Grundlagen der Medienkommunikation; 7).
- Seibt, Ferdinand: Nationalismustheorien und Mediaevistik, in: Eva Schmidt-Hartmann (Hg.): Formen des nationalen Bewusstseins im Lichte zeitgenössischer Nationalismustheorien. München 1994, 77-86.
- Stauber, Reinhard: Nationalismus vor dem Nationalismus? Eine Bestandsaufnahme der Forschung zu »Nation« und »Nationalisierung« in der Frühen Neuzeit, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 47, 1996, 139-165.
- Thomas, Heinz: Sprache und Nation. Zur Geschichte des Wortes »deutsch« vom Ende des 11. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, in: Andreas Gardt (Hg.): Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart. Berlin, New York 2000, 47-101.
- Treml, Christine: Humanistische Gemeinschaftsbildung. Sozio-kulturelle Untersuchung zur Entstehung eines neuen Gelehrtenstandes in der frühen Neuzeit. Hildesheim, Zürich, New York 1989 (Historische Texte und Studien; 129).
- Ukena, Peter: Legitimation der Tat. Ulrich von Huttens »Neu Lied«, in: Volker Meid (Hg.): Gedichte und Interpretationen. Bd. 1. Renaissance und Barock. Stuttgart 1982 u.ö. (Reclam UB; 7895), 44-52.
- Wehler, Hans Ulrich: Nationalismus. Geschichte, Formen, Folgen. München 2001 (Becksche Reihe; 2169).
- Wiener, Claudia: Et ses et ratio studiorum in Caesare tantum. Celtis' Beziehungen zu Maximilian I., in: Wiener 2002a, 75-92. [2002b].
- u.a. (Hg.): Amor als Topograph. 500 Jahre »Amores« des Conrad Celtis. Ein Manifest des deutschen Humanismus. Kabinettausstellung 7. April–30. Juni 2002, Schweinfurt 2002. [2002a].
- Wilke, Jürgen: Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert. Weimar, Köln, Wien 2000.
- Worstbrock, Franz Josef: Konrad Celtis. Zur Konstitution des humanistischen Dichters in Deutschland, in: Hartmut Boockmann (Hg.): Literatur, Musik und Kunst im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Göttingen 1995 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Phil.hist. Klasse; III, 208), 9-35.
- Worstbrock, Otto Gerhard: Memoria und Memorialbild, in: Karl Schmidt u. Joachim Wollasch (Hg.): Memoria. Die geschichtlichen Zeugnisse des liturgischen Gedenkens im Mittelalter. München 1984, 384–440.